

BURGDORFER JAHRBUCH



Californische Goldwägerei.

1998

Burgdorfer Jahrbuch 1998

65. Jahrgang

Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch

Gesamtherstellung: Haller + Jenzer AG, 3401 Burgdorf

Inhaltsverzeichnis

		Seite
Vorwort	Trudi Aeschlimann	7
Zum Gedenken an Alice Leibundgut-Mosimann †	Trudi Aeschlimann	9
Das Buuchibuch des Buuchers Widmer zu Vorder-Zitistal/Heimiswil	Alice Leibundgut- Mosimann †	11
1848 – Gold in Kalifornien Zur Lebensgeschichte von General Johann August Sutter	Werner Lüthi	21
Amerikabriefe der Henriette Fankhauser an die Vormundschaftsbehörden in Burgdorf, 1855 – 1868	Trudi Aeschlimann	49
Mit Freuden singen Zu Jeremias Gotthelfs Verständnis der Volksmusik	Brigitte Bachmann-Geiser	89
100 Jahre Alters- und Pflegeheim Frienisberg	Werner Gallati	105
Jahresbericht des Rittersaalvereins	Beat Gugger und Heinz Fankhauser	133
Jahresbericht der Casino-Gesellschaft	Willi Fankhauser	143
		5

Museum für Völkerkunde Burgdorf: Die Totenfigur des Didi aus Theben-West in Oberägypten	Alexandra Küffer	151
Die Seite des Heimatschutzes: Farbe	Charles Mäder	165
Allen Unkenrufen zum Trotz: ein aktives und konstruktives sechstes Kornhausjahr	Corinne Bretscher-Dutoit	169
Kulturbericht Burgdorf	Hans-Urs Haldemann	177
Chronik von Burgdorf	Peter Trachsel	189
Subvenienten des Burgdorfer Jahrbuches		217
Inserenten und Inserate		219

Vorwort

Aus Anlass des schweizerischen Gedenkjahres 1998 – 350 Jahre seit der Unabhängigkeit vom Deutschen Reich, 200 Jahre seit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft, sowie 150 Jahre seit der Bildung des Bundesstaates Schweiz – blenden auch wir in die Zeit vor 150 Jahren zurück.

Im Januar 1848, als hier der Grundstein zur heutigen Schweiz gelegt wurde, fand man auf einem Grundstück des Schweizers Johann August Sutter im fernen Kalifornien Gold; ein Ereignis, das die Welt bewegte und veränderte! Werner Lüthi schildert anhand der Lebensgeschichte von General Sutter, wie es zu dieser Entdeckung kam.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts war mit der rasanten Bevölkerungszunahme und den häufigen Missernten für Westeuropa eine schwierige Zeit. Man denke nur an Irland, wo nach der 1845 ausgebrochenen Kartoffelfäule innert fünf Jahren rund eine Million Menschen an Unterernährung und Krankheiten verstarben. Auch in der Schweiz verarmten damals grössere Bevölkerungsteile, und die Betroffenen versuchten nicht selten, ihr Los durch Auswanderung zu verbessern.

Die 32jährige Burgdorferin Henriette Fankhauser machte sich 1851 ebenso wie tausende anderer Europäer auf ins gelobte Land Amerika, um dort ihr Glück zu suchen. Wie sie mit Rechtsproblemen und dem Schrecken des amerikanischen Bürgerkrieges zurande kam, ist in ihren Briefen an die Burgdorfer Vormundschaftsbehörden zu lesen.

Von unserem 1996 verstorbenen ehemaligen Schriftleitungsmitglied Alice Leibundgut-Mosimann stammt ein Bericht über den Garnbaucher Widmer in Heimiswil. Wir vernehmen, wie die Geschäfte in diesem alten Gewerbe in den Jahren 1853–55 in unserer Gegend liefen.

Die Musikwissenschaftlerin Brigitte Bachmann-Geiser untersucht, wie das Verhältnis von Albert Bitzius/Jeremias Gotthelf (1797–1854) zur Volksmusik war, und wie sich die Musik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Emmental äusserte.

Von einem Jubiläum berichtet Werner Gallati: Vor 100 Jahren wurde nämlich in der früheren Zisterzienserabtei Frienisberg ein Alters- und Pflegeheim gegründet, zu dessen Trägergemeinden die Stadt Burgdorf gehört. Die ehemaligen Klostergebäude hatten vor 1897 bereits verschiedensten Anstalten und Einrichtungen gedient.

Im zweiten Teil des Burgdorfer Jahrbuches 1998 ist wiederum einiges über Burgdorfs Kulturleben zu lesen (Schlossmuseum, Museum für Völkerkunde, Kornhaus, Casino-Gesellschaft, Heimatschutz, Kulturbericht).

Mit der folgenden sechsten Stadtchronik (August 1996 bis Juli 1997) verabschiedet sich unser Chronist Peter Trachsel von seiner Leserschaft. Wir danken ihm an dieser Stelle für seine stets lesenswerten und witzig formulierten Beiträge. Grossrat Heinz Schibler, seinem Nachfolger als Jahrbuchchronist, wünschen wir ebenfalls viel Befriedigung in diesem neuen «Amt».

Im Oktober 1997

Trudi Aeschlimann

Verein Burgdorfer Jahrbuch:

Trudi Aeschlimann, Vorsitzende
Dr. Peter Fischer, Sekretariat
Peter Schrag, Kassier
Kurt Baumgartner
Dr. Erika Derendinger
Heinz Fankhauser
Dr. Werner Gallati
Rudolf Gloor

Beat Gugger
Hans-Urs Haldemann
Urs Jenzer
Dr. Alfred G. Roth
Heinz Schibler
Peter Trachsel
Elisabeth Zäch

Zum Gedenken an Alice Leibundgut-Mosimann

1910 – 1996

Trudi Aeschlimann

Am 28. Oktober 1996 verstarb im Burgdorfer Altersheim Buchegg, wo sie seit rund drei Jahren gelebt hatte, unser ehemaliges Schriftleitungsmitglied, Frau Alice Leibundgut-Mosimann.

Alice Mosimann wurde am 14. Februar 1910 in Bern geboren und besuchte vorerst die dortigen Schulen. Nach geschäftlichem Misserfolg des Vaters und Trennung der Eltern erlebte Alice teilweise recht schwierige Jugendjahre. Ihre aus dem Heimiswiler Geschlecht Rutschi stammende Mutter hatte nach der Scheidung mit ihren Kindern wieder auf den heimatlichen Eggen in Burgdorf ziehen können. 1926 schloss Alice mit der Handelsklasse des Gymnasiums ihre Schulzeit in Burgdorf ab und übte während eines Jahrzehnts den erlernten kaufmännischen Beruf in der Schweiz und in England aus.

1936 verheiratete sich Alice Mosimann mit dem aus Affoltern i. E. stammenden Bankbeamten Fritz Albrecht Leibundgut. Das Ehepaar liess sich in Zürich nieder und wohnte dort später im eigenen Heim. In der Kriegszeit leistete die kinderlos gebliebene Ehefrau 71 Tage Aktivdienst als administrative FHD. Anschliessend übernahm Frau Leibundgut verschiedene Aufgaben in gemeinnützigen Institutionen (Freundinnen junger Mädchen, Bahnhofhilfswerk u. a.). Als Mitglied der FDP nahm sie – häufig als einzige Frau – in sozialpolitischen Gremien Einsitz, die sich zum Beispiel mit der Einführung der Invalidenversicherung und AHV-Revisionen befassten. In Zürich verfasste Alice Leibundgut erste historische Arbeiten, ein wichtiges Thema war dabei die Agrargeschichte von Siedlungen im Emmental. Die Beziehungen des Ehepaares zum Bernbiet waren auch in den Zürcher Jahren eng geblieben, und nach der Pensionierung des Gatten zogen sie nach Burgdorf, wo Frau Leibundgut ab 1970 neben ihren Haushaltspflichten bei vielen Organisationen mitmachte (Gemeinnütziger Frauenverein, FDP, Heimatschutz, Rittersaalverein, Burgdorfer Jahrbuch, Kommission für Kulturförderung der Volkswirtschaftskammer Emmental).



Der Historische Verein des Kantons Bern verlieh Alice Leibundgut 1988 die Justinger-Medaille für ihre vielen fundierten Nachforschungen und Veröffentlichungen zur bernischen Geschichte, seien es ausführliche Bauernhofchroniken oder kürzere historische Monographien.

Frau Leibundgut machte von 1973 bis 1983 in der Schriftleitung des Burgdorfer Jahrbuches mit, hier wurden aus ihrer Feder mehrere Arbeiten publiziert: *Die alten Höfe von Ober-Heimiswil (1963)*, *Hochzeit im Dorngrüt (1972)*, *Aus den Anfängen der Arbeiterbewegung in Burgdorf (1974)*, *Burgdorfer Ferienbriefe Lüdy aus den 1860er Jahren (1977)*, *Glaser und Scheibenschleifer aus dem untern Emmental (1977)*, *Die letzten Imhoof von Burgdorf (1979)*, *Von Wasenmeistern, Scharfrichtern und Ärzten (1983)*, *Jakob Scheidegger, ein Erbvetter in Lützelflüh (1984)*.

Alice Leibundgut blieb bis an ihr Lebensende geistig äusserst rege und war noch häufig in Bibliothek und Archiv bei historischen Nachforschungen anzutreffen. Ihren für das Burgdorfer Jahrbuch 1998 vorgesehenen Aufsatz über den Garnbaucher Widmer in Heimiswil drucken wir anschliessend in der Form ab, wie er bis Herbst 1996 gediehen ist.

Die Verfasserin dieser Zeilen verdankt Frau Leibundgut, ihrer Wohnungsnachbarin an der Weissensteinstrasse während über zwanzig Jahren, sehr viel. Sie vermittelte der jungen Mutter seinerzeit eine interessante Nebenbeschäftigung. Den Baugeschichtsforschungen für die kantonale Denkmalpflege folgte eine zusätzliche Betätigung im historischen Archiv der Burgergemeinde und schliesslich auch die Mitarbeit bei der Redaktion des Burgdorfer Jahrbuches.

Das Buuchibuch des Buuchers Widmer zu Vorder-Zitistal / Heimiswil

Alice Leibundgut-Mosimann †

Der Rittersaalverein Burgdorf besitzt ein Auftragsbuch eines Garnbauers aus den Jahren 1853–1855 mit einem Anhang von Notizen.

Bauchen bedeutet «mit Lauge waschen». Im italienischen «*fare il bucato*» – Wäsche waschen – und im englischen «*to buck*» – laugen – ist der Ausdruck «Buuchen» noch enthalten.

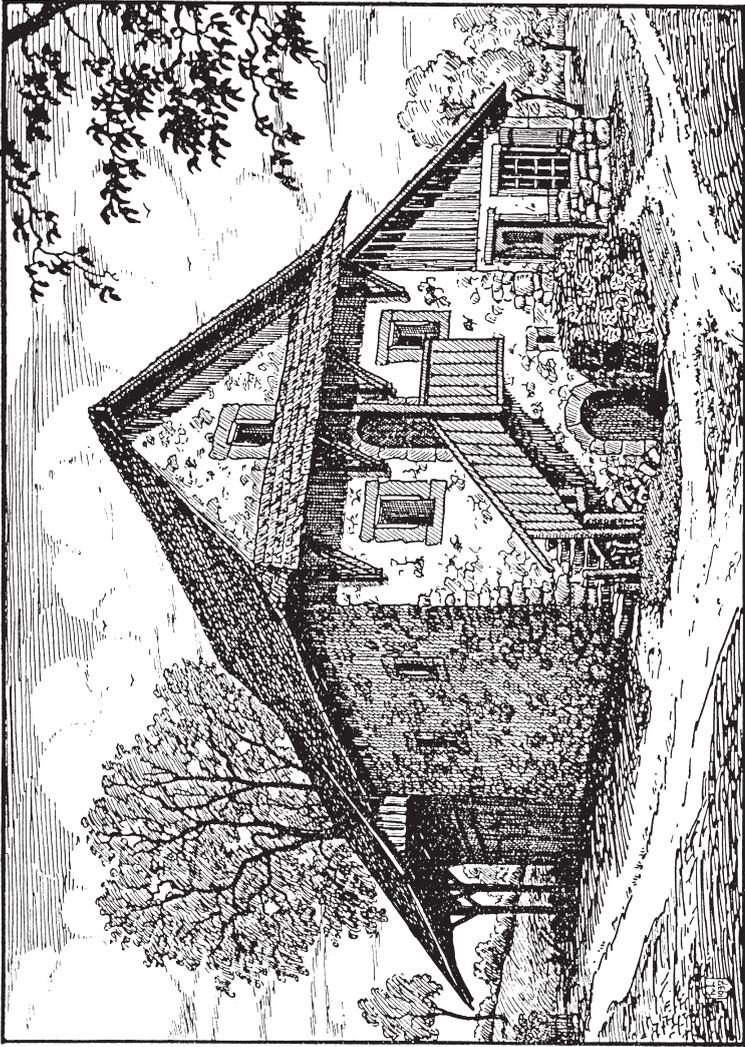
Unser Auftragsbuch ist in braunes Leder gebunden, im Format 14,5 × 21 cm, mit einem schwarzen Ornamentpapier gefüttert, mit Einsteckschlaufe, Innentasche und Bleistifthülse – eine sorgfältige Buchbinderarbeit, einst vielleicht in Burgdorf gekauft oder ganz in der Nähe des Bestellers in Rotenbaum angefertigt. Dort lebte bis vor wenigen Jahren ein alter Rechenmacher und Buchbinder, der seine handwerklichen Künste möglicherweise von Vorfahren übernommen hatte.

Auf der ersten Seite steht «*Buchibuch für Widmer Buchers zu vorder Zitistahl. Angefangen den 14. Januar 1853*». Seinen Vornamen hat er nicht genannt, aber er gehörte zu einer alten Heimiswiler Familie, die laut dem Burgdorfer Niederspital-Urbar schon 1582 den grossen Hof Zitistal besass, «*Hus und Heim, schüren, spycher, kellerhus, ofenhus*», und dort bis 1936 lebte. Eine Garnbauche bestand in dieser Gegend wohl schon seit langer Zeit, worauf auch der Flurname «Bauche / Bucheli» hinweist. Der gemauerte Speicher im Zitistal, ein «Kapelle» genannter Heidenstock des 16. Jahrhunderts, enthält einen für dieses Gewerbe geeigneten Keller. Zitistal gehörte einst zum Amt Brandis, jedoch zur Gemeinde Heimiswil, und ist auf 800 m am sonnigen Hang über dem Rinderbach-Rüegsaugraben gelegen, mit einem günstigen Kundenkreis.

Nach Einträgen in einem andern Sackkalender oder losen Blättern schrieb Widmer daheim, vielleicht an Sonntagen, in sehr schöner deutscher Handschrift, ein nach Vornamen alphabetisiertes Auftragsverzeichnis: Abraham, Andreas, Bendicht, Christen . . . mit Angabe der ihm von seinen Kunden ringsum in Säcken anvertrauten und gewogenen Garnsträngen.

Freitagstag d. 9 ^{ten} Junii 1853	18	am
Anderer Widmer zu Christen	53	„
Anderer Widmer zu Christen	62	„
Anderer Widmer zu Christen	35	„
Anderer Widmer zu Christen	25	„
Anderer Widmer zu Christen	3	„
Widmer zu Christen	12	„
Christen zu Christen	27	„
Christen zu Christen	26	„
Christen zu Christen	21	„
Christen zu Christen	10	„ 16
Christen zu Christen	11	„
Christen zu Christen	16	„ 10

Ausschnitt aus Widmers «Buchbuch».



Gen. Th. Lerber 1937

Spezies in Zentralschweiz - Heimiswil - v. Bern

Gemauert, unterkellert Speicher im Zitiatal/Heimiswil
(Zeichnung von Th. v. Lerber 1937, für Heimatbuch Burgdorf II).

Die Garnwäsche dauerte jeweils an die vier Wochen; so heisst es am Anfang des Buuchibuchs «*Eingelegt den 14. Jenner 1853*» und «*Eingelegt den 9. Februar 1853*». So machte der Baucher oder Buucher regelmässig den Garnkehr mit Ross und Wagen und holte bei seinen Kunden das den Winter durch gesponnene Flachsgarn und die Hanfrysten ab. Diese wurden mit dem Haspel zu Strangen gewunden, mehrmals unterbunden und mit besonderen familiären Kennzeichen und Knöpfen versehen. Die fleissigen Spinnerinnen hatten nicht immer saubere Hände; sie befeuchteten die Finger mit Speichel, und so war das gesponnene Garn grau, schmutzig und steif und musste vor dem Weben in Bottichen eingeweicht, mit aus Buchenholzasche zubereiteter heisser Natronlauge mehrmals übergossen, gewaschen und gespült werden, gleich wie das manche Hausfrauen noch in unserem Jahrhundert mit ihrer Wäsche machten.

Das auf Stangen zum Trocknen aufgehängte Garn – man unterschied je nach Feinheit und Qualität feines Flachsgarn, gutknöpfiges, bösknöpfiges, grobes Rystiges – musste vom Buucher sorgfältig sortiert und in die mitgebrachten Säcke verpackt werden, denn die Hausfrauen hielten darauf, wieder ihr eigenes Gespinst gesäubert zurückzuerhalten, das dann entweder im Speicher versorgt, dem Weber anvertraut oder dem Garnhändler verkauft wurde.

Obwohl die besten Zeiten für das Leinwandgewerbe im Emmental bereits vorüber waren, bestand der alte Hausfleiss immer noch, und nicht nur die Bäuerinnen auf schönen Höfen, sondern auch die Frauen von Kleinbauern, Taunern und Gewerblern bemühten sich, auf einem kleinen Stück Land Gespinst anzupflanzen:

«Käthi war eine der treuen, fleissigen Spinnerinnen, denen nie das Gewicht fehlt, welche aus einem Pfund schönen Flachses fünfzehn, zwanzig und mehr Tausend spinnen konnte, das Tausend zu zweiundzwanzig Ellen, wenn man es so haben wollte, und trotz der Feinheit doch so fest, dass die Weber nie über dieses Garn klagten, was doch von einem Weber viel sagen will. Ihr fehlte es selten an Arbeit, doch klein blieb der Verdienst dabei. Es war eine Zeit gewesen, wo Käthi mehr als zwei Tausende gesponnen hatte, und damals hatte sie acht bis zehn Kreuzer vom Tausend Spinnerlohn. Jetzt, bei steifer gewordenen Gliedern, spann Käthi wohl noch Tausend im Tage, erhielt dafür statt zehn Kreuzer sechs Kreuzer; statt fünf Batzen verdiente sie also sechs Kreuzer, wenn es wohl ging...»
(Gotthelf)



Die Flachsbüschel hängen zum Trocknen an der Laube eines Emmentaler Bauernhauses; ein alter Handwerker an der Arbeit in seinem Webkeller. Diese Aufnahmen des Fotografen Walther Stauffer† entstanden ungefähr in der Mitte unseres Jahrhunderts.



Der Garnbaucher war bei seinen Kunden ein gern gesehener Mann, denn er wusste stets die Neuigkeiten aus der Umgegend zu berichten. Die Hausfrauen hörten es auch nicht ungern, wenn er ihnen sagte, «*er treffe in keinem Hause so vieles und so schönes Garn an . . .*» (Gotthelf)

Der Zitistaler machte verschiedene Garnkehren:

1. Ganz Ober-Heimiswil bis und mit dem Kaltacker, dazu das Unterdorf und die Höfe bis nach Busswil und zuletzt Frau Schnell im Lochbach.
2. Pfarrhaus Oberburg, Schupposen, Brünsberg, Dieterswald, Breitenwald, Gumm, Chärnenspicher-Oschwand, Kalchhofen.
3. Bänzi, Winterholz, Huebli, Britternmatte, Rinderbach, Almisberg, Rüegsbach, Enzisberg, Chüeberg, Rüegsau.
4. Aeugstern, Hüseren, Mütziggen, Fälben, Scheidegg, Buechacher.
5. Heiligland, Junkholz, Schlatt, Eggerdingen, Herbrig, Ausserhof.

Der Gutisberg, die Wil- und Hubhöfe fehlen im Kundenbuch; vermutlich liessen sie ihr Gespinst in Richtung Bickigen bauchen. Laut dem kiburgischen Urbar von 1264 hatte das einst grosse Amt Gutisberg mit dem Meierhof in Bickigen der Herrschaft 135 Ellen leinenes Tuch jährlich abzuliefern.

Die meisten Kunden wurden zwischen Januar und Mai regelmässig besucht, doch konnten nicht alle ein Bündel mitgeben:

	1853	1854	1855
Januar	61	57	61
Februar	70	61	73
März	94	96	95
April	51	100	90
Mai/Juni	114	58	81
Juli	54		
	444	372	400 Bündel

Nach dem für Gespinstpflanzen wettergünstigen Jahr 1852 gaben gute Kunden zum Bauchen:

Ambeilerhof Widmer in Busswil	214 Pfund
Jakob Ryser, Garneul	132 Pfund
Jakob Widmer im Hanfgarten/Heimiswil	113 Pfund
Schuhmacher Läderrmann auf Eggerdingen	235 Pfund

<i>Eingelegtes Garn nach Gewicht</i>	1853	1854	1855
Januar	1824	1477	1642
Februar	2164	1569	2363
März	3334	2819	3042
April	2614	2504	2461
Mai	3080	1397	2192
Juni	2280		
Pfund	15296	9766	11700

Das im ersten Halbjahr 1853 gewaschene Garn war 1852 gepflanzt worden, anscheinend eine Normalernte an Gespinst. 1853 fiel der erste Schnee erst am 17. Januar, und der Winter dauerte fort bis Anfang Mai, zu spät für den Flachs, der Mitte April gesät werden sollte. Samstag, den 4. Juni 1853, fing es am Nachmittag an zu regnen. Das wolkenbruchartige Gewitter dauerte bis abends halb neun ununterbrochen an und blieb besonders in Sumiswald-Wasen, wo das Schulhaus weggeschwemmt wurde, unvergesslich. Aber auch Heimiswil und der Rüebsaugraben blieben nicht verschont.

Jeremias Gotthelf hat von einem früheren Unwetter berichtet, wie es zugging:

«Den 20. Juli 1837 entlud sich ein Gewitter über die Egg zwischen Heimiswil und Rüebsau, wie sie in dieser Gegend seit Jahren selten waren. Nicht von mächtigen Donnerschlägen will ich reden, in denen die Erde erbebte mit allem, was sie trug, sondern von den Wasserströmen, die sich über die Mannenberg-, Rachisberg-, Allmisberghöhen ergossen und zu beiden Seiten in die Täler stürzten. Was die Wasser auf den Bergen fanden, brachten sie zu Tale nieder, rissen Erdlawinen los, versandeten den Fuss der Berge und schwellten den Rüebsaubach, der sonst so bescheiden um die Füsse der Rüebsauer sich windet, zu einer selten gesehenen Höhe. Er trug Holz, wälzte Felsenstücke, grub sich neue Läufe, ergoss sich über Matten, liess zappelnde Fische zurück auf denselben, machte Strassen unfahrbar... Auf der andern Seite der Egg, Heimiswil zu, strömten die Wasser, was sehr merkwürdig ist, wieder feindselig besonders auf einen Keller los und zwar auf den oder vielmehr die Keller des Lochbachbades... Dieses Gewitter schädigte einzelne bedeutend, ängstigte viele Leute, gab Stoff zu mancher Rede...»

Den Zahlen in vorstehender Liste nach zu beurteilen, war auch der Zitistalbaucher unter den Unwettergeschädigten; er spürte es erst in den Jahren 1854 und 1855, als er viel weniger Gespinst einsammeln konnte und sein Verdienst sank.

Eine Garnbauche oder Buuchi war ein Saisonbetrieb. Während es von Mitte Januar bis Ende Juni viel zu tun gab und auch die Familienangehörigen tüchtig mithelfen mussten, war es in der zweiten Jahreshälfte in der Buuchi still, aber der Buucher nicht ohne Arbeit. Da er zeitweilig Ross und Wagen der Verwandten benutzte, war dies während der Ernte durch Mithilfe abzugelten. Dann musste für genügend Brennholz und Buchenasche gesorgt werden. Es ist auch möglich, dass der saubere Garnwäscher gegen Herbst dem Köhler half, denn unweit der Buuchi, oberhalb Bruderlohn, war im Wald die Cholgrube. Einst war das Garnwaschen auf grossen Höfen betrieben worden, die genug eigenen Wald hatten. Wenn das Holz alles gekauft werden musste, sank der Verdienst. 1858/59 klagte der Regierungsstatthalter von Trachselwald, die Holzpreise seien furchtbar im Steigen begriffen; das Klafter Buchenholz koste Fr. 28.—.

Jeremias Gotthelf schrieb dazu in «Zeitgeist und Bernergeist»:

«Bloss der unglücklichen Periode in der Berner Geschichte von 1846 bis 1850 war es vorbehalten, den Bauer so auf die Tröckene zu bringen, dass viele kein Geld zum Zahlen hatten. Da zogen die meisten vor, nichts machen zu lassen, als wozu die Not sie zwang, dabei aber wurden die Handwerker ebenfalls nicht reich.»

Die Bauern zahlten die Handwerker meist gegen das Jahresende, zwischen Martini und Neujahr. Bargeld gab es das Jahr hindurch eher von den kleinen Kunden, denen man nicht so gerne «auf Dings» kreditierte und deren es laut dem Buucherbuch in Heimiswil viele gab. Die Arbeitslöhne waren damals niedrig: 1857 war der Taglohn bei schönem Wetter Fr. –.71, bei schlechtem Wetter 40 Rappen, mit Kost. Den Aushilfen und Holzern gaben die Bauern einen Wochenlohn von Fr. 2.14, Essen teilweise inbegriffen. Der Lohn für das Bauchen von 100 Pfund (= 50 kg) Garn lag 1860 anscheinend bei Fr. 15.—.

Im Buuchibuch ist nur der Kundenverkehr in den Jahren 1853 bis 1855 exakt eingetragen. Danach wurde die Zitistal-Buuchi wegen den Unwettern, dem dadurch gesunkenen Verdienst, dem Niedergang des Leinwandgewerbes und wahrscheinlich veränderten Familienverhältnissen nicht mehr betrieben.



Laut Beschriftung der Fotos handelt es sich um eine Buuchi im Stöckli der Familie Aebi in der Kipf/Heimiswil; die Aufnahmen entstanden im Sommer 1968, wohl kurz bevor das Gebäude abgebrochen wurde.



Ab 1860 sind im Buch wieder Notizen von der gleichen Hand zu finden. Widmer gab nun sein eigenes Garn und das seiner Mutter nach auswärts zum Waschen:

1860–1863 den Gebr. Jakober nach Wäckerschwend in die vor wenigen Jahren abgebrochene *Oberhofbuuchi* beim schönen Bauerngut Oberhof zwischen Oshwand und Wäckerschwend;

1864–1870 dem Bendicht Schertenleib in der *Rotmatt bei Busswil* / Heimiswil, von dieser Bauche ist weiter nichts bekannt; sie wurde wohl nur kurze Zeit betrieben;

1873–1883 dem Christen Zürcher auf dem Richisberg, zwischen den Höfen Richisberg und Käasershaus gelegen, bei Ursenbach, von Friedli in «Aarwangen» als *Käserhausbuuchi* bezeichnet.

Eine weitere Garnwäscherei bestand in *Waldhaus bei Lützelflüh*, von E. Friedli in «Lützelflüh» mit einem Buuchihüsli genannt. Bekannt ist auch die einstige Buuchi beim untersten Bauernhof im *Tal bei Wynigen*. Um 1700 war eine Familie Aebi ansässig geworden, die dort bis 1894 lebte. Der Baucher Ulrich Aebi-Aebi verstarb 1842. Neben dem Bauerngewerbe wurde im sogenannten «Heidenstock», einem Sandsteinbau aus dem 16./17. Jahrhundert, neben dem Haus das Garnbauchen betrieben. Dieser gemauerte Stock mit dem grossen gewölbten Keller zu ebener Erde hat eine kleine Zweizimmerwohnung mit Küche und eine geräumige «Budigg» im oberen Geschoss. Im dabei liegenden Garten vermutete man einen Täuferfriedhof. Das Gebäude ähnelt dem im Urbar von 1528 als «Kellerhus» bezeichneten Heidenstock in Zitistal, in dem einst die Täufer ihre Versammlungen abhielten. Gemäss den hievorigen Fotoaufnahmen von 1968 scheint auch im 1776 erbauten Stöckli der Familie Aebi in der *Kipf/Heimiswil* (am Standort des heutigen Gebäudes obere Kipf 12) zeitweise eine Bauche betrieben worden zu sein.

Die Familienverhältnisse des Zitistal-Bauchers scheinen sich gegen das Ende des Jahrhunderts rapid verschlechtert zu haben. Das Buch lag viele Jahre unbenutzt herum; wenn man Papier benötigte, wurden einige Seiten herausgerissen. Erst 1902 folgen von einer anderen Hand Notizen über Tagelohnarbeit bei verschiedenen Bauern: Heiligland, Hirsegg, Junkholz, Schnabel, Garneul, Gerstler, Kehr, Hanfgarten, Grunderhaus, Dorf, im ganzen 247½ Tage, für die Fr. 449.60 ausbezahlt wurden, was einem Tagelohn von zirka Fr. 1.81 entsprechen würde.

1848 – Gold in Kalifornien

Zur Lebensgeschichte von General Johann August Sutter

Werner Lüthi

Einleitung

Im Mai 1834 machte sich der Handelsmann Johann August Sutter nach Amerika auf. Neben seiner Frau und den fünf Kindern liess er in Burgdorf auch einen grossen Schuldenberg zurück.

Es gibt zahlreiche Schriften über die Lebensgeschichte von Johann August Sutter. Darunter sind aber nur wenige historische Werke, der Rest ist Dichtung. So auch das Werk von Blaise Cendrars «Gold – Die fabelhafte Geschichte des Generals Johann August Suter», welches 1925 im Rhein-Verlag erschienen ist. Die romanhafte Biografie nimmt es mit der historischen Wahrheit nicht sehr genau. Cendrars kommt zwar das Verdienst zu, Johann August Sutter wieder ins Bewusstsein zurückgeholt zu haben. Er trug aber auch viel dazu bei, ein falsches Bild des Pioniers zu verbreiten.

Noch immer gibt es zahlreich Unbekanntes im Leben von Johann August Sutter. Der vorliegende Beitrag stellt nicht eine vollständige Biografie dar, es sollen vielmehr einige neue oder zum Teil nicht im grösseren Rahmen publizierte Abschnitte aus Sutters Leben dargestellt oder teilweise berichtet werden, wobei vor allem Zeitdokumente zu Wort kommen sollen.

Herkunft und Jugendjahre Johann August Sutters

Johann August Sutter entstammte einem alten Rünenberger Geschlecht, welches schon 1559 im ersten Taufbuch von Kilchberg, Baselland, erwähnt wird. Die Suters¹ waren damals einfache Bauersleute.

Bereits in jungen Jahren übersiedelte sein Grossvater Jakob Suter, geboren am 23. September 1742, nach Basel, wo er eine Anstellung in der Papier-

fabrik im St. Albantal fand. 1774 verheiratete er sich mit Sophie Elisabetha Simon von Niederbipp. Am 2. Januar 1776 wurde ihnen der Sohn Johann Jakob geboren.

Jakob Suter zog in der Folge mit seiner Familie ins badische Kandern und wurde Meister in der dortigen Papiermühle². Sein Sohn Johann Jakob folgte ihm später in Beruf und Anstellung nach und verheiratete sich 1801 mit Christine Wilhelmine Stober, der Tochter des Pfarrers von Grenzach. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor: Johann August, geboren im Februar 1803, und Jakob Friedrich, geboren am 27. November 1808.

Das Geburtsdatum Johann August Sutters ist in der Literatur umstritten. Es existieren sowohl der 15. als auch der 23. Februar. Martin Birmann beispielsweise gibt in seiner Sutter-Biografie dessen Geburtstag mit 15. Februar an (Birmann 1868). Im Geburts- und Taufregister der Gemeinde Kandern hingegen ist Johann August mit «*23. Februar 1803 früh um 5 Uhr*» eingetragen, und die Kirchenbücher von Kilchberg verzeichnen im Familienregister und im Register der auswärts Getauften nur «*Febr. 1803*».

Früher war es üblich, jedoch nicht die Regel, Kinder innerhalb von acht Tagen nach der Geburt zu taufen, was im vorliegenden Fall auf das Geburtsdatum 15. Februar deuten würde, nähme man den 23. als Tauftag an. Betrachtet man aber im Geburts- und Taufregister der Stadt Kandern auch die Eintragungen anderer Geburten, wird deutlich, dass dort nicht das Tauf-, sondern ganz klar das Geburtsdatum und die Geburtszeit eingetragen worden sind. Johann August Sutter dürfte somit am Donnerstag, 23. Februar 1803, morgens um fünf Uhr, das Licht der Welt erblickt haben.

Die persönlichen Verhältnisse, worin Johann August Sutter aufgewachsen ist, liegen heute immer noch im Dunkeln. Seine frühe Jugend fällt aber in eine äusserst bewegte Zeit, die napoleonischen Kriegsjahre. Die Präsenz der grossen Armeen Deutschlands, Österreichs und Russlands in der Region Basel-Lörrach nach der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813 dürften beim jungen Sutter deshalb einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Bis zu seinem 15. Lebensjahr wird Sutter vermutlich die Schule in Kandern besucht haben. Danach verbrachte er einige Zeit in einem Internat in St-Blaise bei Neuenburg, wie der Eintrag vom 5. Dezember 1818 im Poesiealbum von Anna Maria Schneider (geb. 1801), der Tochter des damaligen Ochsenwirtes Jakob Schneider von Langenbruck, beweist (Waldmann 1980).

Geniesse stets der Tugendfreuden
 Mit heiterem Gesichte,
 Und triffst Sie ja ein kleines Leiden,
 So sey es kurz wie diess
 Gedicht.
 Im lesen dieser paar Zeilen, erinnern Sie sich stets Ihres / getreuen Freundes / Jean
 Auguste Sutter de / Kandern. Dans le grand Duché de Bade.
 St Blaise le 5 Decembre 1818.

Seite aus dem Poesiealbum von Anna Maria Schneider. «Geniesse stets der Tugendfreuden / Mit heiterem Gesicht / Und triffst Sie ja ein kleines Leiden / So sey es kurz wie diess Gedicht. / Im lesen dieser paar Zeilen, erinnern Sie sich stets Ihres / getreuen Freundes / Jean Auguste Sutter de / Kandern dans le grand Duché de Bade. / St Blaise le 5 Decembre 1818.» (Foto: Staatsarchiv Liestal)

Nach dem Welschland-Aufenthalt trat Johann August als Lehrling in die Thurneysensche Buchhandlung und Druckerei in Basel ein, in welcher er bis im Frühjahr 1823 beschäftigt gewesen sein dürfte, denn am 26. März schrieb er in das Album seines Freundes und Mitlehrlings Johann Jakob Weber die Abschiedsworte: «*Hoffe in Niemanden einen Freund zu finden, als wer einen in Dir gefunden hat. Alle wollen dieses Gut besitzen; wenige wollen es bezahlen und dies macht eben, dass Freunde auf Erden solche Wunder sind. Aime, bois et chante*» (Zollinger 1938).

Johann August Sutter als Commis und Handelsmann in Burgdorf

Nach seiner Ausbildung in Basel arbeitete Johann August Sutter in einer Tuchhandlung in Aarburg (Birmann 1868). Dort soll er auch seine spätere Frau, die Burgdorferin Annette Dübeld, kennengelernt haben. Bereits im Sommer 1824 dürfte Sutter aber nach Burgdorf gezogen sein und bei Salzfaktor Johann Rudolf Aeschlimann an der Schmiedengasse eine Anstellung gefunden haben. Sein eingeritzter Namenszug auf einem Fensterscheibchen des dortigen Magazinbaus³ deutet jedenfalls darauf hin (Bigler 1935).

Der erste datierte schriftliche Hinweis auf Sutters Anwesenheit in Burgdorf ist im «*Besuchverzeichnis*» des ehemaligen «*Kaltwasserleistes*» zu finden. Beim «*Kaltwasserleist*» handelte es sich um einen literarischen Zirkel, welcher 1820 durch Friedrich König, Klasshelfer und Schulmeister in Burgdorf, gegründet worden war und nach Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn der «*hiesigen Burgschaft und den Einwohnern einen schicklichen Vereinigungspunkt*» gab. Sutter hat sich am 1. Oktober 1824 zum ersten Mal mit einem Gast in dieses Verzeichnis eingetragen.⁴

In den folgenden Jahren war er ein reger Besucher des Zirkels und, wie die Eintragungen zeigen, hatte er einen grossen Bekanntenkreis, der von Basel, Bern, Nidau, Aarburg, Genf, Braunschweig, Frankfurt, Hannover bis Paris reichte. Interessanterweise sind in der Zeit vom 25. Juni 1826 bis am 2. Februar 1829 keine Eintragungen von Sutter mehr zu finden. Was mag ihn wohl am Besuch des Lesezirkels gehindert haben?

Sicher ist, dass er nicht längere Zeit von Burgdorf weg war, denn am 24. Oktober 1826 heiratete er die Burgdorferin Annette Dübeld, und bereits einen Tag später war er stolzer Vater eines Sohnes, Johann August jun. Annette Dübeld war die Tochter einer wohlhabenden Witwe und Burgerin von Burgdorf, welche nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1815 die Bäckerei und eine Wirtschaft am Kronenplatz weiterführte. Der Ehe mit Annette Dübeld entsprossen noch weitere Kinder: Anna Elise, geboren am 30. Mai 1828, Emil Viktor, geboren am 16. Januar 1830, Wilhelm Alphons, geboren am 15. Mai 1832, und Carl Albert Maximilian, geboren am 26. Dezember 1833 und gestorben am 23. Mai 1839.

Am 26. August 1828 kaufte Sutter aus der Erbschaft der Frau Witwe Trechsel-Grimm ein Haus an der Schmiedengasse⁵ und errichtete dort eine Tuch- und Kurzwarenhandlung. Am Geschäft beteiligte er auch seinen Freund Bendicht Seelhofer aus Kehrsatz. Von der Tuchhandlung hatte sich Sutter vermutlich zu viel versprochen. Die Bevölkerung von Burgdorf und Umgebung, stark traditionsverbunden, bevorzugte die alteingesessenen Handlungen, mit welchen bereits seit Urgrossvaters Zeiten geschäftet worden war, obwohl der weltoffene Sutter sich stets bemühte, neue Stoffe und Maschinen bereitzuhalten oder anzuschaffen, wie ein Inserat im «*Berner Volksfreund*» zeigt:

«Wir machen das resp. Publikum aufmerksam auf die ganz neue Einrichtung unserer Décatir-Maschine, mit welcher auf die zweckmässigste Art décatirt werden kann. Da die Verfahrensweise mittelst Walze geschieht, so

ist schon zum Voraus für gänzliche Vermeidung der Falten gesorgt. Auch empfehlen wir bestens unsere führenden Artikel, und machen zugleich bekannt, dass immer ein vollständiges Assortiment feiner wasserdichter Seidenhüte auf Filz zu sehr billigen Preisen bei uns zu finden ist.
Burgdorf, den 1. Januar 1832. *J. A. Sutter & Comp.»*

Trotzdem Sutter eine Burgdorfer Bürgerin geheiratet hatte und sich rege am kulturellen Leben der Stadt beteiligte, blieb er doch «ein Fremder». Die Folgen liessen nicht lange auf sich warten. Im Mai 1832 sah sich die kleine Firma J. A. Sutter & Comp. gezwungen, mit ihren Gläubigern ein Schuldenabkommen zu treffen. Obwohl er seine Liegenschaft an der Schmiedengasse an seine Schwiegermutter verkaufte, konnte er die Schwierigkeiten nicht überwinden. Die Schuld für den schlechten Geschäftsgang lag aber nicht nur bei seiner Person, sondern, wie nachstehender Brief zeigt, anscheinend auch an der teilweisen schlechten Zahlungsmoral seiner Kundschaft.

«Burgdorf d. 14. Juny 1833.

Herrn Joh. Ernst Rechts-Agent in Ursenbach

Ich bestätige Ihnen mein ergebenst Jüngstes vom 4^{ten} dieses und zeige Ihnen hiemit an, dass Vater Lüthy einen Theil des Tuches welches sein Sohn wieder von dem Schneider Uhlmann zurücknahm, der Frau Leuenberger nach Gr. Ferrenberg überbrachte. Da ich nun gerne diese Waaren wieder behändigen möchte, um dieselben wieder zum Verkauf anbieten zu können, so wie auch Ihnen eine genaue Rechnung machen zu können, so frage ich Sie hiemit an, was ich thun soll, um in deren Besitz zu gelangen, ohne mich gegen die Gesetze zu verfehlen.

Der Inlage wollen Sie gefälligst Cours geben lassen.

Ihren werthen Nachrichten gerne entgegenehend, wollen Sie indessen meine höflichen Empfehlungen genehmigen.

J. A. Sutter»

Hinzu kam noch, dass sich sein Geschäftspartner Bendicht Seelhofer im März 1833 mit einem Teil des Warenlagers aus dem Staube gemacht hatte, was Sutters Lage nicht verbesserte. Er versuchte schliesslich, allerhand Geschäfte zu tätigen. So kündigte er im «*Berner Volksfreund*» das Erscheinen zweier grossformatiger Ansichten von Burgdorf an, welche er, «*das schwarze zu 20 Batzen und das sorgfältig ausgemahlte zu 7 Franken das*

Dieses Bild könnte auch die Vorlage für die erwähnte grossformatige Ansicht von Burgdorf gewesen sein. Auf jeden Fall erschien um 1834 ein Aquatintablatt des Zürchers J. J. Sperli, welches mit dem Aquarell von Urech identisch ist. Auf dem Blatt fehlen jedoch die beiden Männer. Es ist durchaus vorstellbar, dass man, nachdem Johann August Sutter in Konkurs geraten und Urech gemäss den Geldstagsakten ebenfalls zu Schaden gekommen war, auf die Darstellung der beiden Freunde verzichtete.

Sutter als Offizier der Republik Bern

Den Lebenserinnerungen Johann August Sutters ist zu entnehmen, dass er kurz nach seiner Heirat als Kadett in das Schweizerheer⁸ eingetreten sei und es bis zum Kapitän der Artillerie gebracht habe (Gudde 1933). In einer Petition an den amerikanischen Kongress schrieb er 1866 zudem, er stamme aus einer geachteten Familie und habe eine gute literarische und militärische Erziehung genossen (Zollinger 1938). Sutters Erzählungen über seine militärische Karriere gaben zu vielen Spekulationen Anlass, denn es wurde als unwahrscheinlich erachtet, dass ein Sprössling aus den unbegüterten Ständen damals so rasch zu Offiziersstellen kommen konnte (Bigler 1935, Zollinger 1935).

Nach der «*Verordnung über die Militär-Verfassung des Kantons Bern vom 18. September 1826*» war jedoch jeder Kantonsangehörige sowie jeder Grundeigentümer verpflichtet, sich zum Militärdienst zu melden. Das hat auch Sutter getan, denn im «*Kriegs-Raths-Manual Nr. 39 der Republik Bern*» findet man den Hinweis, dass am 2. April 1828 Herr Johann Gygax von Seeberg und Herr Sutter von Rüneburg, in Burgdorf, als Kadetten in das Bataillon aufgenommen und zur Instruktion zu berufen waren. Bereits am 10. Mai 1828 erhielt Sutter dann ein Aufgebot zur Instruktion. Er musste sich zusammen mit vier anderen Kadetten am 26. Mai 1828 in der Kaserne Nro. 1 in Bern⁹ einfinden. Die Ausbildungszeit dauerte nicht sehr lange, denn bereits am 15. Juli 1828 wurde er zum «Zweyten Unter-Lieutenant» der 1. Centrums Compagnie des Reserve-Infanterie-Bataillons Nro. III befördert. Welche militärischen Dienste Sutter danach verrichtete, ist aus den noch vorhandenen Akten nicht ersichtlich. Einzig geht aus den Regimentsbüchern und dem «*Brevet-Buch der Reserve Officiers vom Jahr 1824–1840*» hervor, dass er dann am 16. März 1831 noch zum «Ersten Unter-Lieutenant» befördert worden ist.

Die zweite Beförderung mag wohl der Grund gewesen sein, weshalb Sutter am 28. März und am 24. April 1831 insgesamt 16 Offiziere aus dem Emmental und dem Oberaargau als Gäste in den Kaltwasserleis eingeladen hatte. Es waren ausnahmslos Offiziere aus seiner Einheit. Vermutlich nahmen diese an den regelmässig im Frühjahr stattfindenden Inspektionen und Trülmusterungen teil.¹⁰

Es kann angenommen werden, dass Sutter während seiner militärischen Ausbildung auch seinen Geschäftspartner Bendicht Seelhofer kennengelernt hat, der am 14. Juli 1828 ebenfalls zum Ersten Unter-Lieutenant und zum Fähnrich des Auszuger-Infanterie-Bataillons Nro. I befördert worden ist, denn nur kurze Zeit später erscheint Seelhofer zusammen mit Sutter im Besuchverzeichnis des Kaltwasserleistes. Seelhofer war jedoch kein eifriger Besucher dieses Zirkels.

Auch Seehofers militärische Karriere konnte mit jener Sutters nicht standhalten. Bereits 1830 erscheint er im «*Regimentsbuch der Stadt und Republik Bern*» nicht mehr.

Die Auswanderung nach Amerika

«Johann August Suter hatte seine Frau und seine vier Kinder im Stich gelassen. Er überschritt die Schweizergrenze unterhalb Maria-Stein; an Waldsäumen entlang ging er auf die gegenüberliegenden Berge zu. Die Hitze war sehr gross und die Sonne brannte. Am Abend erreichte er Férette, gerade, als ein starkes Gewitter ausbrach, und er verbrachte die Nacht in einer verlassenen Scheune . . .»

«...Er irrte noch zwei Tage lang in dem hochgelegenen, wüstenartigen Weideland der Franches-Montagnes umher, schlich abends um die Bauernhäuser herum; aber das Bellen der Hunde hatte ihn immer wieder in die Wälder zurückgejagt . . .» (Cendrars 1925).

So schildert Blaise Cendrars Sutters Flucht im Mai 1834. Zuvor beschreibt er, wie Sutter in seiner Heimatgemeinde Rünenberg um einen Heimatschein und einen Pass nachsuchte und der Bürgermeister ihm die gewünschten Papiere nicht ausfertigte, da er den Antragsteller nicht kannte, und der Polizeisekretär in Liestal keinen Pass ausstellen konnte, da Sutter keinen Heimatschein vorlegte.

Ähnlich lesen sich diese Szenen auch in Traugott Meyers Mundartroman «*Der Gänneral Sutter*» (Meyer 1953). Beide Schilderungen gehen vermutlich auf Martin Birmann zurück. Nach allen drei Autoren soll gleichentags, als Sutter um einen Heimatschein und Pass nachsuchte, ein Haftbefehl für ihn ausgestellt worden sein.

Die «Flucht» aus Burgdorf hat jedoch nicht derart überstürzt stattgefunden. Am 5. Mai 1834 stellte Sutter beim Bezirksstatthalter von Sissach ein Gesuch zur Auswanderung nach Nordamerika, welchem der Regierungsrat von Baselland am 8. Mai 1834 auch entsprochen hat.

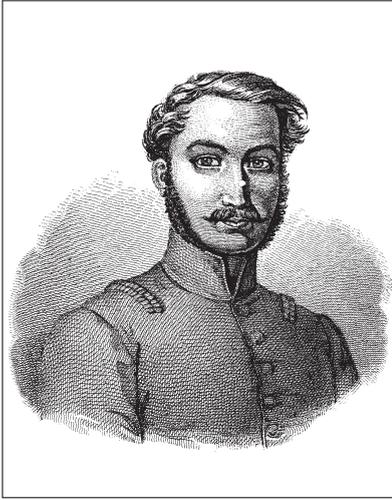
Am 13. Mai 1834 erhielt er vom Oberamt Burgdorf einen in französischer Sprache abgefassten Pass, in welchem als Bestimmungsort Amerika angegeben war. Wann genau Sutter Burgdorf verlassen hat, ist nicht bekannt. Wie aus den Gerichtsakten hervorgeht, erschien er am 4. Juni 1834 jedenfalls nicht mehr vor dem Amtsgericht in Burgdorf. Nach dem «Verhaftungs-Befehl» im «*Allgemeinen Signalementenbuch*» von 1834 soll er sein Vermögen heimlich beiseite geschafft und seinen Wohnsitz am 8. oder 9. Juni 1834 verlassen haben. Die Publikation des Geldstages erfolgte dann im Amtsblatt der Republik Bern vom 14. Juni 1834 und im «*Amtsblatt für den Kanton Basel-Landschaft*» vom 20. Juni 1834.

Zu Beginn der Auswanderungswelle war es anscheinend üblich, beim Verlassen der Heimat die vorhandenen Schulden nicht zu begleichen. Dieser Umstand veranlasste die Berner Regierung, im Amtsblatt vom 25. Oktober 1834 bekanntzugeben: «*dass Auswanderer den Canton verlassen haben, ohne sich vorerst mit ihren Creditoren in's Reine zu setzen und dieselben zu befriedigen. Um den nachteiligen Folgen einer solchen Handlungsweise für die Zukunft so viel möglich vorzubeugen, werden demnach auf Befehl des Regierungsraths alle diejenigen, welche in fremde Staaten auszuwandern gesinnet sind, aufgefordert, ihr Vorhaben eine geraume Zeit vor der Abreise öffentlich bekannt zu machen . . .*»

Sutter landete im Juli 1834 in New York, und als am 23. Oktober 1835 aufgrund der Geldstagsakten in Burgdorf eine Untersuchung gegen ihn wegen betrügerischem Konkurs eingeleitet wurde, befand sich Sutter bereits in St. Louis.

Frau Sutter wohnte mit ihren Kindern weiterhin in Burgdorf. Die schwierige Situation der Familie zeigt sich aus Briefen von Joseph Heinrich Ruef-Schwendimann an seine Tochter Caroline und Schwiegersohn Lorenz Alphons Schoch-Ruef, welche zwischen 1833 und 1838 im amerikanischen St. Louis lebten. Es scheint, dass Lorenz Schoch zwischendurch auch mit Johann August Sutter unterwegs war, denn Sutter hielt sich damals noch längere Zeit in St. Louis auf und reiste ab und zu geschäftlich nach Santa Fe. So ist es nicht verwunderlich, dass sich Frau Sutter in ihrer Not an Joseph Heinrich Ruef wandte und ihn um Hilfe bat. Dieser schrieb am 22. April 1837 an seinen Schwiegersohn: «...*Dem Grossfarmer Sutter sagt: dass er doch von seinen 50 Pferden ein Paar verkaufen soll, um seiner armen Frau und Kindern Brod zu kaufen, ihre Noth ist gross, die Kinder müssen Kamillen, Kräuter und Pilze sammeln um Brod zu haben. Dem Knaben August einem fleissigen talentierten Buben wurde gestern in Berücksichtigung seines Fleisses und dem traurigen Umstand seiner Mutter unendgeldlicher Besuch der Burgerschule gestattet, ich als Schulrath!!! habe mich für ihn verwandt. Herr Buser der Vogt von Frau Sutter sagte mir schon im November, er habe noch £ 20, mit diesem müsse die Haushaltung bis im August d.J. bestritten werden, für Hauszins, Kleider sey kein Batzen, er sehe nicht anders als diese Frau in ihre Gemeinde zu schicken!*» Im November 1837 schrieb Ruef erneut: «...*Frau Sutter bittet um dringende Fürsprache bey ihrem Mann. Wenn er nicht bald seine Kinder als mütterlose Christen wissen wolle, solle er nicht nur Versprechen sondern Geld schicken . . .*». Ein halbes Jahr später versucht Ruef nochmals, über seinen Schwiegersohn etwas von Sutter zu hören. Er schreibt: «...*Die arme Frau Sutter war gestern da um uns zu fragen, ob wir nicht von ihrem Mann wissen, sie habe seit mehr denn einem Jahr keinen Brief von ihm erhalten . . .*» (van Laer-Uhlmann 1996).

Sutter hatte damals aber bereits andere Ziele. So schrieb er am 28. Januar 1838 aus Westport, Missouri, an Carl Friedrich Custer in St. Gallen: «...*so entschloss ich mich zu einem grösseren Unternehmen, nach Californien, und bereite mich schon jetzt darauf vor, schon einige gute Leute welche auf solchen Reisen Bescheid wissen habe ich bereits engagiert . . .*» Weiter schreibt er: «...*Die besten Geschäfte sind nur noch dort zu machen, weil sich eben nicht gerade jeder getraut diese Reise zu machen. – Ich habe die schönsten Aussichten, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen, welche unserm Vaterlande von grossem Nutzen seyn könnten . . .*».



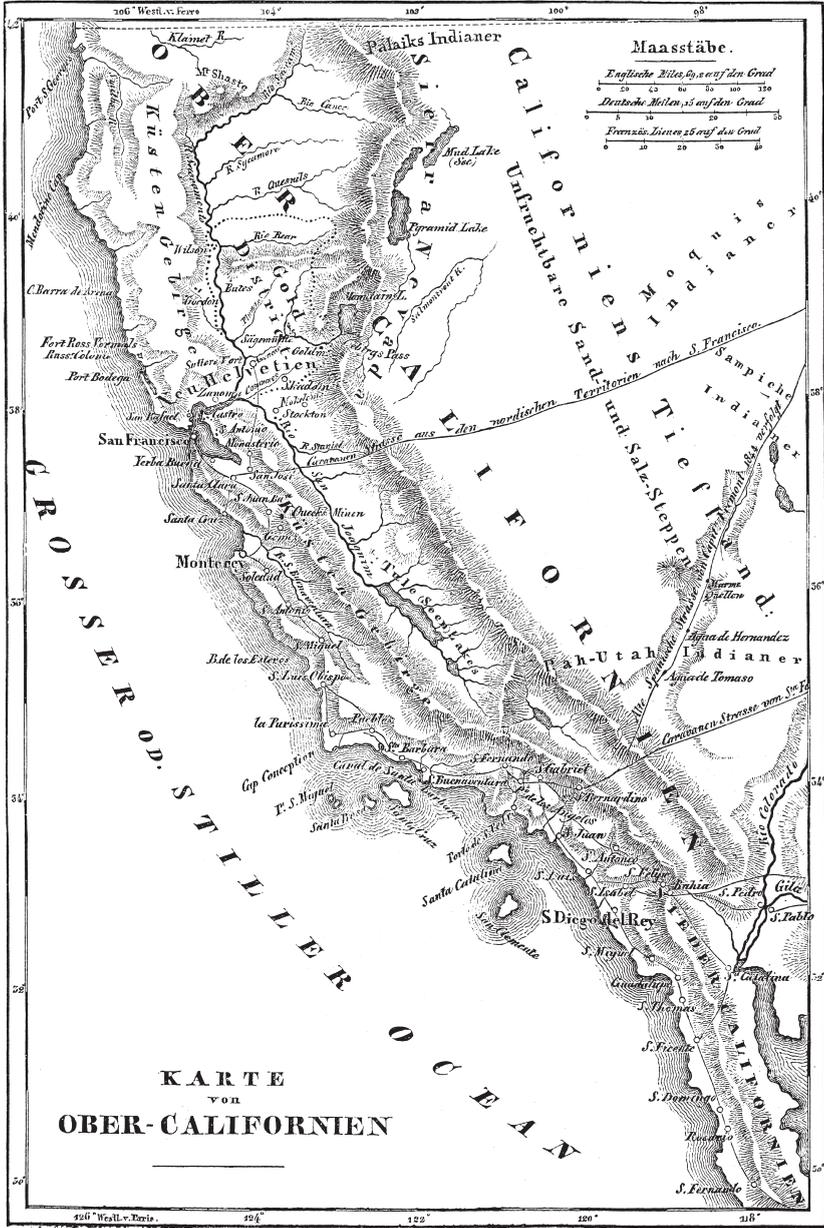
Johann August Sutter um 1843 und als alter Mann 1875.

Sutter erreichte sein gelobtes Land Kalifornien, das damals noch mexikanische Provinz war, nach einer langen Reise Anfang 1839. In Yerba Buena, wie San Francisco damals noch hiess, rüstete er sich wie zu einer Expedition aus und fuhr dann mit drei kleinen Schiffen den Sacramento hinauf. Wo der American River in den Sacramentofluss mündet, erbaute er sich die erste Farm, die er zu Ehren seines Vaterlandes «Neu Helvetia» nannte. Sutter dürfte sich kaum vorgestellt haben, welch grossen Einfluss sein Entscheid, sich an dieser Stelle niederzulassen, später auf die kalifornische und die amerikanische Geschichte haben würde. Er beabsichtigte lediglich, hier ein landwirtschaftliches Paradies zu schaffen und anschliessend seine Familie und Landsleute aus der Schweiz herzuholen.

Im August 1840 verfügte Neu Helvetia bereits über verschiedene einstöckige Gebäude, worin Sutter Werkstätten einrichten liess, wie Schmiede, Schreinerei, Gerberei usw.

Sutter erhielt das mexikanische Bürgerrecht, und der mexikanische Gouverneur Alvarado verlieh ihm den Titel Captain (Hauptmann).

Innerhalb weniger Jahre kultivierte Sutter am Sacramento River in der Folge Hektar um Hektar Boden, baute seine Farm zu einem Fort aus und hielt sich eine eigene Miliz.



Gold in Kalifornien

Die letzten Januartage des Jahres 1848 brachten für Johann August Sutter einen Wendepunkt in seinem Leben, als beim Bau seiner Sägemühle in Coloma Gold entdeckt wurde. Die Nachricht vom Goldfund in Kalifornien verbreitete sich wie ein Lauffeuer. In der Zeit von 1848 bis Ende 1849 überschwebten gut hunderttausend Einwanderer Kalifornien. Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte und andere Berufsleute liessen Frau und Kinder zu Hause zurück und zogen als Goldgräber nach Kalifornien.

Die Kunde vom Goldfund erreichte auch seine alte Heimat. So war im «*Wochenblatt des Emmentals*» vom 5. Januar 1849 zu lesen: «*Grosses Aufsehen erregt hier zu Lande die ungeheure Masse Gold, welches kürzlich in Californien, das jetzt zu den Vereinigten Staaten gehört, entdeckt worden ist . . .*»

Weiter heisst es am 19. Januar 1849 im gleichen Wochenblatt: «*Alle Zeitungen sind voll von Berichten über das Goldland Kalifornien. Ein Herr Sutter aus Baselland, früher in Burgdorf wohnhaft – allwo seine Familie dem Vernehmen nach noch jetzt ist – fallierte dort im Jahre 1834 und ging nach Amerika; wurde in der Folge dort glücklich und konnte 1838 in Californien eine grosse Besetzung kaufen, wo er sich die allgemeine Liebe und Achtung der Bewohner erwarb und nun Kapitän Sutter heisst . . .*»

Weiter ist zu lesen: «*Letzthin liess Kapitän Sutter einen Teich graben, um Wasser zu einem Räderwerk herbeizuleiten. Als das Wasser den Teich ausspülte, sah man an vielen Orten Massen glänzen, die beim Untersuchen feines Gold waren . . .*»

Auch für seine Gläubiger in der alten Heimat liess der Autor Hoffnung aufkommen: «*Ist wirklich nur der zehnte Theil von Herrn Sutters Glück wahr, so dürfen seine Geldstagsgläubiger reichlich Bezahlung und seine Frau ein glänzenderes Loos erwarten, als sie bis dato hatte.*»

Tatsächlich liess der Goldfund in Kalifornien in Sutters alter Heimat aufhorchen. So erkundigte sich Herr Diethelm Beder von Zürich bei Heinrich Fehr, Kaufmann in Burgdorf: «*Schickt der Fürst von Neukalifornien baar Geld nach Hause, um seine alten Creditoren zu befriedigen? Einige nähere Mittheilung über das Schicksal dieses Dir bekannten Abentheurers will ich gerne vernehmen.*» (Roth 1948).

Reisegelegenheit für Auswanderer nach Nord-Amerika

mit gekupferten
erster Klasse von
Antwerpen
York und
ans, und von



Segel = Schiffen
Havre oder
nach **New-**
New-Orle-
Bremen nach

Californien.

Die Preise der Ueberfahrt werden von Basel, Bern oder jedem beliebigen Ort gestellt und sind jetzt noch sehr billig, dürften jedoch später nicht unbedeutend höher gehen.

Bei verzögerter Abfahrt der Schiffe — Sturm und Wetter vorbehalten — werden die Passagiere umsonst verköstigt.

Die Reise geht bis an's Meer, auf einem andern Weg, als bisher üblich, — und ist angenehmer und weniger ermüdend. —

Für das Gepäck sind auch besondere Vortheile zu gestatten.

Nach Californien wird ein Cargadeur mitgegeben, der das Goldwaschen schon praktizirt hat und der den Auswanderern mit Rath und That an die Hand geht.

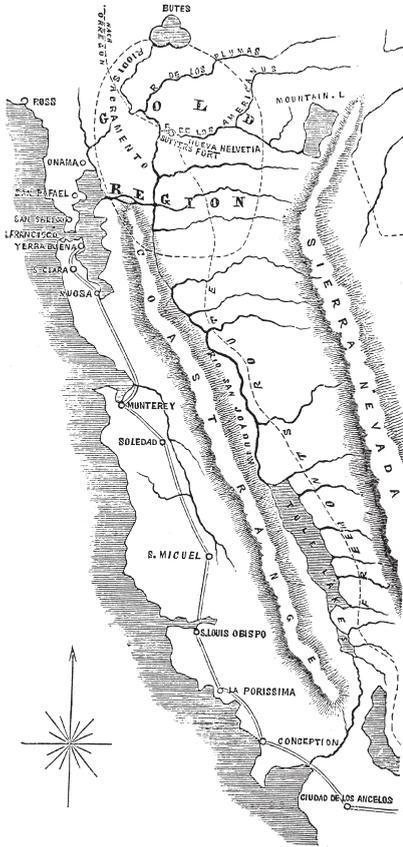
Generalagent

F. Secking in Zürich.

Für nähere Auskunft und Anschreibungen sich zu wenden
an **Fried. Kupferschmid**, Judengasse No. 112
in Bern,

Hauptagent für den Kanton Bern.

Auch der «*Hinkende Bot*» von 1850 berichtete über die «sagenhaften» Goldfunde in Kalifornien: «...*In einem einzigen Magazin von Fort-Sutter, wo nun viele Kaufleute wohnen, liegt als Ergebnis von drei Monaten ein Haufen Gold, der über 36,000 Fünffränkler beträgt ... Kapitän Sutter aber ist klüger, als die andern; er liess sich durch den falben Schein des Goldes nicht verlocken. Er fährt fort die beste und getreuste Goldmine zu bearbeiten, nämlich seine Felder und Aecker, und hat soeben eine Ernte von 40'000 Scheffel Korn eingethan, und das ist auch goldeswerth; denn schon jetzt kostet ein Fässchen Mehl 150 Gulden. Und in diesem Verhältniss wird alles theuer bezahlt. Ein Paar Schuh kostet 30 Gulden, eine Schaufel 75 Gulden, ja ein einfaches Messer 25 Gulden. Für ein einziges Zimmer in Sutters Fort bezahlt man monatlich 360 bis 400 Schweizerfranken, und für ein einstöckiges Haus monatlich über 1800 Schw Fr. ...*»



Goldbezirk von Kalifornien.



Kalifornischer Minenräber.

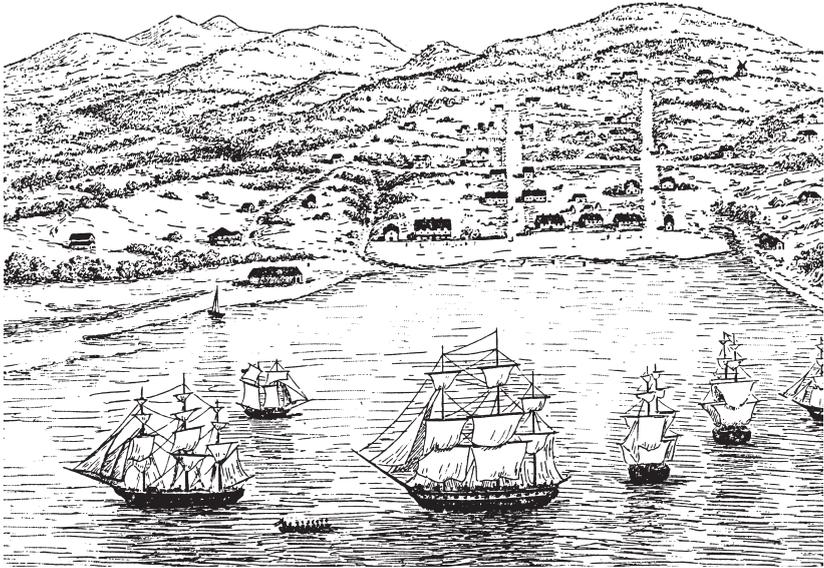
Sutter wollte den Goldfund geheimhalten und die Sägemühle zu Ende bauen lassen. Die Arbeiter der Sägemühle brauchten jedoch dringend Lebensmittel, und so sandte Sutter seinen Landsmann Jakob Wittmer, einen Solothurner, mit einer Ladung dorthin. Als dieser zurückkam, berichtete er überall vom Goldfund am American River und bezeichnete sich als Entdecker. Gefunden hat das erste Gold jedoch James Marshall, der Zimmermann, welcher für Sutter die Sägemühle baute.



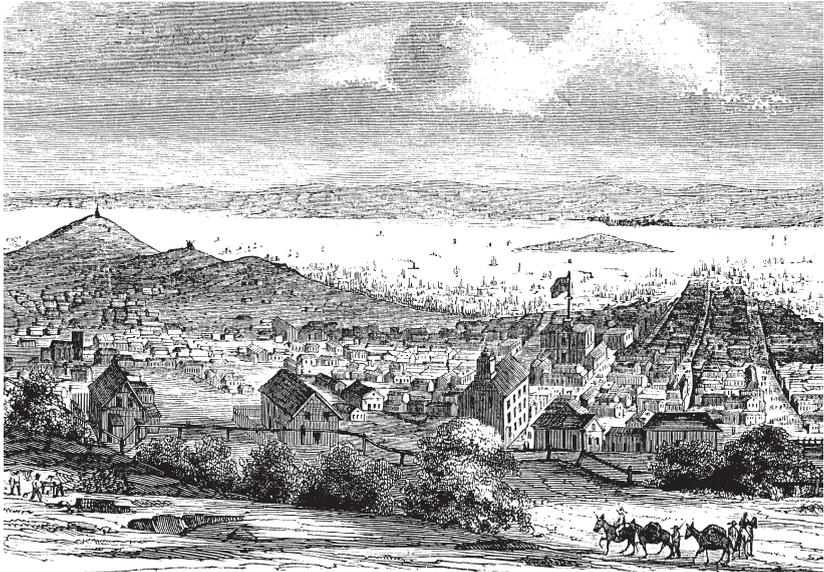
Kalifornische Goldjäger.



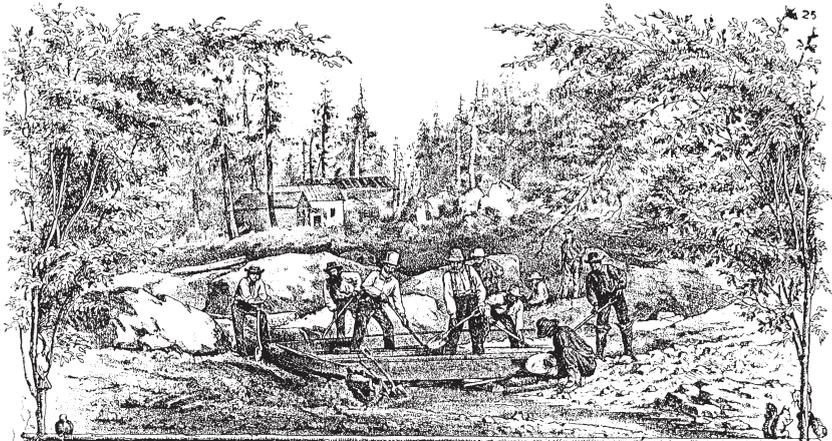
Erste Ansiedlung der Goldsucher.



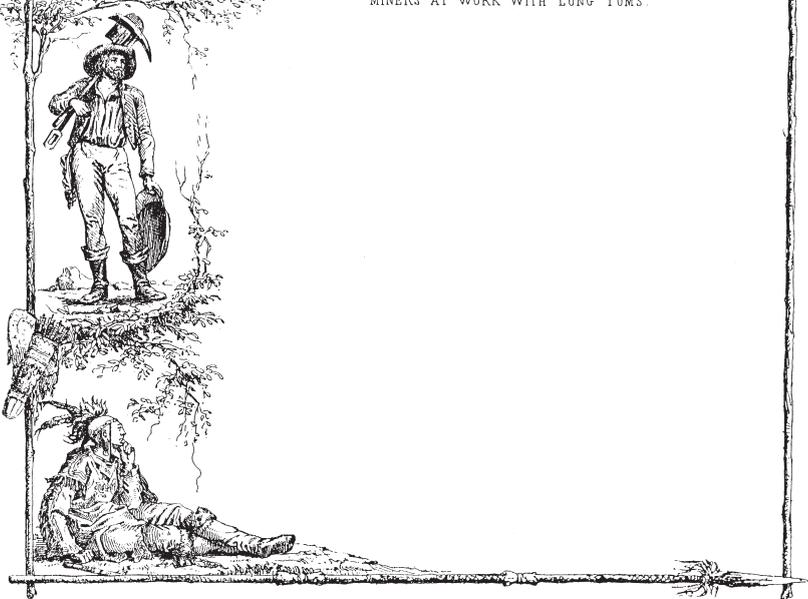
San Francisco im März 1846.



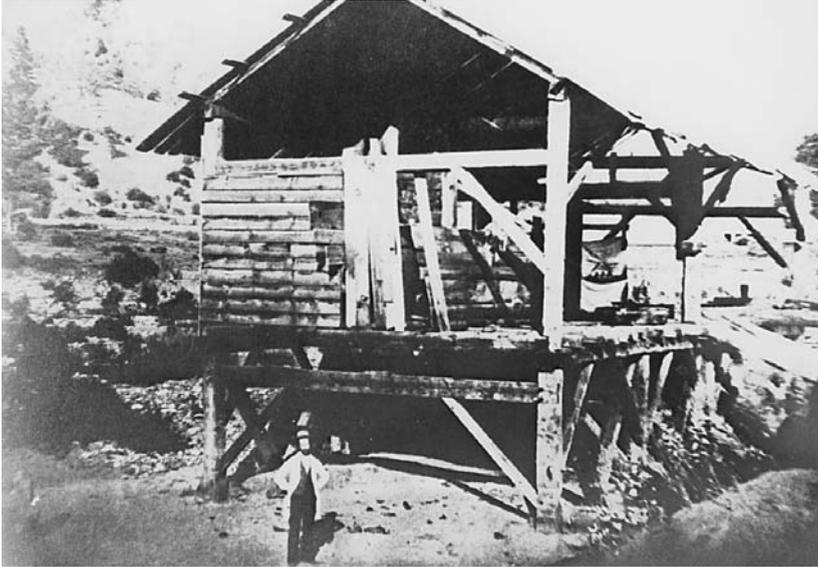
San Francisco im Jahr 1852.



MINERS AT WORK WITH LONG TOMS.



Briefbogen um 1852.



James Marshall 1852 vor der Sägemühle in Coloma, welche er im Auftrag von Johann August Sutter erstellte.



Das Hauptgebäude von Fort Sutter um 1880 (Foto: California State Library).

Johann August Sutter nach der Entdeckung des Goldes in Kalifornien

In einem Brief vom 31. Mai 1880 an seinen ehemaligen Schulfreund Johann Jakob Jenny-Roth in Basel erinnerte sich Johann August Sutter an die Zeit nach der Entdeckung des Goldes: *«Bis zur Goldentdeckung war ich sehr reich, und diese Entdeckung beym Bau einer Sägemühle 40 Meilen von meinem Fort in den Gebirgen war mein Ruin, denn alle meine Arbeiter ca. 80 weisse Leute liefen fort und dem Golde nach . . . Wäre das Gold nicht oder 3 bis 4 Jahre später entdeckt worden so wäre ich einer der reichsten Leute an der pacific Küste geworden – Aber da kam zuerst das schlechteste Volk (mit wenigen Ausnahmen) wirklich der Abschaum der Menschheit aus der ganzen Welt, und ob wir gleich damals schon zu den Verein. Staaten gehörten, so hatten wir noch keine beschützenden Gesetze und gehörige Beamte, und stahl dieses Volk mein Vieh zum schlachten, trieben mir ganze Banden Pferde fort nach Oregon . . . Später kamen dann noch die grössten Betrüger und Diebe welche mir viel stahlen . . .»*

Tatsächlich musste die Goldentdeckung zahlreiche Leute aus allen Schichten bewogen haben, sich nach Kalifornien aufzumachen. Doch viele Auswanderer kamen nie ans Ziel oder hatten falsche Vorstellungen von der Goldgewinnung. So warnte ein Brief aus Kalifornien vom Oktober 1850 in der *«Neuen Zürcher Zeitung»* vom 1. Januar 1851: *«...alle diejenigen, die nicht von Kindheit auf zum Ertragen von Strapazen gewöhnt sind, ihr Glück in Eldorado zu versuchen. Die Advokaten, Doktoren und Schreiber überhaupt mögen hübsch sein zu Hause zu bleiben; diess ist kein Ort für sie. Nur der hartsehnige Arbeiter kann hoffen, seine Lage in diesem Lande zu verbessern, von dem sich in Wahrheit sagen lässt, dass hier ‘Viele berufen , aber Wenige auserwählt sind’ .»*

Heinrich Lienhard schildert die erste Zeit danach: *«...Alles geriet in Aufregung und die frühere Ruhe war gänzlich gewichen. Es kam einem vor, als ob das ganze Volk den Verstand verloren hätte. Man glaubte zu träumen, so dass man sich die Stirne rieb und oft fragen musste: Ist dies alles Wahrheit, Realität, was sich vor unseren Augen abspielt, oder ist es nur Trug und Phantasiegebilde?...»*

Ein Augenzeuge beschreibt das Goldwaschen am Mokelumne-Fluss wie folgt: *«...Die einzigen Arbeitsgeräte waren Schaufeln, eine Kratze zum Wegschaffen der Dammerde und flache hölzerne Tröge zum Verwaschen*



Goldwaschen mit Hilfe der kalifornischen Wiege. Die Wiege, auch Schwingtrog genannt, war ein weitverbreitetes Gerät zum Goldwaschen. Der Goldwäscher schaukelte die Wiege hin und her und goss dabei Wasser über den Kies im Fülltrog. Das Wasser lief über das untere Ende des Schwingtroges ab und hinterliess goldhaltigen Rückstand hinter den angebrachten Stegen.



Der kalifornische «Long Tom» bestand aus einer geneigten, ca. 3,5 m langen Rinne, die in einem perforierten Eisenblech endete, und dem Riffelkasten (kleine Rinne rechts im Bild), auf dem die Rinne auflag. Grosse Mengen von Kies wurden durch die Rinne in den Kasten gewaschen, wo die schweren Goldpartikel durch eingebaute Stege zurückgehalten wurden.

des Sandes. Ein geschickter Arbeiter hatte nach mehreren Minuten ein Dutzend Goldkörner rein gewaschen. In einem Tag gewann eine Gesellschaft von zehn Männern sechs Pfund des reinsten Goldes. Als ich zuerst die Arbeiter sah, wie sie in der sengenden Sonnenhitze schwere Steine hoben, mit der Hälfte ihres Körpers im Wasser standen und mit ihren Händen in Sand und Thon gruben, schien mir die Enthaltbarkeit vom Goldgraben eine geringe Tugend zu sein; als aber in den Waschrögen die funkelnden Goldkörner erschienen, da hätte ich sogleich die Schaufel ergreifen und an's Werk gehen mögen . . .» (von Rath 1879)

Sutter musste nun tatenlos zusehen, wie die herbeiströmenden Goldsucher seine prächtigen Ländereien beschlagnahmten. Er hoffte jedoch stets darauf, dass nach Ankunft seiner Familie aus der Schweiz wieder grosse Veränderungen in Neu Helvetien stattfinden und er dann endlich nochmals bessere Tage sehen würde.

Am 20. Mai 1848 traf sein ältester Sohn Johann August jun. in Neu Helvetien ein, und am 21. Januar 1850 erreichte auch der Rest der Familie unter der Führung von Heinrich Lienhard San Francisco. Sutter brachte seine Familie auf seine herrliche «Hock-Farm», die ca. 30 km nördlich von Sacramento am Feather River lag.

Seinen ältesten Sohn Johann August stattete er mit einer Vollmacht aus, um seine Güter zu verwalten. Mit Landverkäufen gelang es dem jungen Sutter, die Schulden seines Vaters abzubauen. Dennoch kam es zum Bruch zwischen Vater und Sohn.

Der «Oberländer Anzeiger» berichtete darüber am 27. Mai 1855 wie folgt: *«Amerikanische Zeitungen melden böse Nachrichten von Kapitän Sutter in Kalifornien. Nach manchen Missgeschicken übergab er den Rest seiner früheren Güter seinem Sohne und zog sich auf eine kleine Farm in der Nähe seines Forts zurück. Der Sohn erwies sich als Verräter an den Interessen seines Vaters und durch grausame Handlung, so schlecht und unnatürlich, wie die, welche den alten König Lear seiner Heimat beraubten, entriss er dem Vater diesen letzten Rest seines Vermögens, und dieser ist jetzt, mit einem Fuss im Grabe, ein heimatloser Wanderer auf dem grossen Territorium, welches er einst sein eigen nannte.»*



Indianer vom Rio di Sacramento.

Der Zwist zwischen Vater und Sohn ergab sich daraus, dass Johann August Sutter jun. auf Anraten Sam Brannans, eines früheren Mormonen-Ältesten, zwischen dem Fort und dem Sacramento River eine neue Stadt anlegte und diese «*Sacramento City*» nannte.¹¹ Diese neue Stadt konkurrenzierte jedoch das Projekt seines Vaters, welcher südlich seines Forts, auf höher gelegenem Land, abseits des Flusses, die Stadt Sutterville entstehen lassen wollte.

Der Untergang von Sutter Fort

In seiner damaligen Geschäftslage und zu dieser Zeit hätte vermutlich auch eine geringere Ursache als die Entdeckung des Goldes zum Untergang Neu Helvetiens führen können, denn Sutter verfügte nicht nur über grosse Ländereien, sondern wie schon erwähnt auch über eine beträchtliche Schuldenlast. Ein Brief von Sutter an die Anwälte Taylor & Beckh in San Francisco vom 14. Oktober 1851 macht deutlich, in welcher Situation sich Sutter damals befand:

«...Es thut mir wirklich sehr leid, dass ich die so ziemlich gesegnete Rechnung der Herren Doctoren Behr & Bruns bis dahin noch nicht bezahlen konnte, ich habe noch nie gesagt dass ich sie nicht bezahlen werde; als ich damals H. Dr. Bruns rufen liess, so glaubte ich ein wohlhabender Mann zu sein, und dachte nicht daran, dass es möglich sein könnte, dass man mich um über \$ 2'000'000.– betrügen und swindlen würde, welches die

reine Wahrheit ist, und nicht zu meinem geringen Bedauern; hätte ich nicht Familie so würde es mich nicht so schmerzen, dieses geschah theils durch meine Agenten und andere Schufte . . . ich verspreche zu Zahlen sobald es mir möglich ist, ich hatte zuerst Arbeiter zu verabschieden, welche ich nun nicht mehr länger im Dienste zu halten vermag, mit meiner Familie muss ich nun selbst wieder Alles selbst besorgen, und ich in meinen alten Tagen muss nun selbst wieder hart daran, anstatt von meinem rastlos thätigen Leben ein wenig ausruhen zu können . . . Ich weiss wohl diese Herren haben viel durch das Feuer verlohren, und ich habe alles durch Betrug verlohren, lieber wollte ich es wäre durch das Feuer geschehen, es würde mich nicht halb so schmerzen. Diese Herren sollen nun thun was sie wollen, mir Zeit vergönnen, oder fortzufahren, nur können Sie denselben soviel sagen, dass strenge Massregeln zu gar nichts führen. Jedermann kann von mir soviel sagen, dass ich immer gerne bezahlte als ich im Stande war es zu thun, und dass es durchaus nicht böser Wille ist.

Hochachtungsvollst und ganz ergebenst empfiehlt

sich Ihnen

der jetzt unglückliche Pioneer Californiens

J. A. Sutter»

Wie sein Mitarbeiter Heinrich Lienhard in seinen Erinnerungen an die Zeit in Kalifornien schreibt, vermochte Sutter seinen Unternehmergeist damals nur noch mit starken Getränken aufrechtzuerhalten (Lienhard 1898).

Nachdem 1850 Kalifornien als 31. Staat in die Union aufgenommen worden war, hatte Sutter nur noch das Ziel, seine Ansprüche an den verlorenen Ländereien beim Staate Kalifornien geltend zu machen.

Während sein materieller Besitz unaufhörlich zerbröckelte, nahm jedoch sein Ansehen erneut zu. Im Februar 1853 wurde er zum Generalmajor der kalifornischen Miliz ernannt, und am 15. März 1855 anerkannte der oberste Richter von Kalifornien alle seine Besitzansprüche. Sutter begann zu hoffen. Doch die Regierung in Washington hob den Richterspruch auf und gestand ihm nur den Besitz von Neu Helvetien zu, die Besitztitel für die anderen Ländereien wurden für ungültig erklärt.

Damit er den weiteren Kampf um seine verlorenen Ländereien in Kalifornien besser führen konnte, zog Johann August Sutter 1871 mit seiner Frau in die Nähe von Washington, in die Hutmacherstadt Litzitz.



Sutters Haus in Lititz, Pennsylvania, wo Sutter nach seinem Wegzug aus Kalifornien mit seiner Frau lebte (Foto: California State Library).

In der Literatur wird häufig der Eindruck vermittelt, Sutter sei als armer Mann gestorben. Sutter selbst schreibt im bereits erwähnten Brief an Herrn Jenny in Basel: «...*Wir haben ein sehr schönes grosses Haus mit allen modernen Einrichtungen und einem schönen Garten, das haben wir vor 8½ Jahren selbst gebaut so wie es meine Frau wünschte, es kostete 10 000 Dollar, und die Möbel &c. 3000 Dollar, können so ordentl. bescheiden und zurückgezogen leben, ich bin nicht reich, aber es ist schändlich wie uns die kleinen deutschen Zeitungen verschrien haben wie wenn wir in der bittersten Armuth leben thäten, meine Nichte in Burgdorf Jgfr. Julie Schläfly, konnte es nicht länger aushalten und schrieb einen Artikel dagegen, auch wird mein Sohn Emil einen Artikel von San Francisco einsenden. Wenn die Amer. Zeitungen zuweilen schon schreiben ich sey jetzt arm, so meinen sie es nicht so wie die Deutschen, denn wer heut zu Tag nicht 100 000 Dollar hat das heissen sie arm, hätte die Regierung oder vielmehr die Supr. Court (Oberster Gerichtshof) meine 97 000 acres¹² nicht auf die ungerechteste Weise von mir weggenommen, so wäre ich einige Millionen werth ...*»

Aufgrund einer Eingabe sollte der Kongress Sutter eine Entschädigung von 50 000 Dollar zusprechen. 1880 war jedoch ein Wahljahr, und der Kongress vertagte am 16. Juni 1880 einen Beschluss darüber auf unbestimmte Zeit. Am 18. Juni 1880 starb Johann August Sutter im «Mades Hotel» in der Nähe des Capitols. Ein halbes Jahr später, am 19. Januar 1881, folgte ihm seine Frau Annette zur letzten Ruhestätte nach.



«Mades» Hotel in Washington D. C., wo Johann August Sutter am 18. Juni 1880 starb.

Anhang

1. Anmerkungen

- ¹ «Suter» ist die amtliche Schreibweise. Johann August Sutter und seine Verwandten schrieben ihren Namen immer mit tt.
- ² Von der ehemaligen Papiermühle in Kandern steht nur noch eines der Gebäude. In den 1970er Jahren vernichtete ein Brand das ehemalige Wohnhaus.
- ³ Das Originalscheibchen ist heute nicht mehr auffindbar. Der Rittersaalverein besitzt noch eine Abschrift des Namenszuges sowie ein Foto.
- ⁴ Bis heute galt als erste aktenmässige Erwähnung Johann August Sutters in Burgdorf die Eintragung im Eheverkündigungsrodel vom 8. Oktober 1826 (Bigler 1935).
- ⁵ Einen Monat nach dem Brand der Hock-Farm in Kalifornien, bei welchem für Sutter wichtige Dokumente verbrannten, wurde auch das ehemalige Haus Sutters an der Schmiedengasse anlässlich des Burgdorfer Stadtbrandes vom 21. Juli 1865 zerstört. Damals gingen auch alle Erinnerungsstücke an Johann August Sutter in Flammen auf, welche sein ehemaliger Freund J. Buser für Martin Birmann gesammelt hatte, als auch Busers Liegenschaft am Kirchbühl durch das Feuer vernichtet wurde.
- ⁶ Der Geldstagsrodel über Johann August Sutter muss anfangs der 1940er Jahre bei Aufräumarbeiten im Bezirksarchiv Burgdorf vernichtet worden sein.
- ⁷ Das Aquarell von Urech ist heute im Besitz der Burgergemeinde Burgdorf.
- ⁸ Sutter erwähnte ebenfalls, er habe als Offizier in der Schweizergarde Karls X. gedient. Diese Aussage ist jedoch nicht beweisbar und dürfte nicht stimmen.
- ⁹ Die Kaserne Nr. 1 war bis 1878 im ehemaligen Dominikaner- oder Predigerkloster untergebracht, welches 1899/1900 abgebrochen worden ist. Heute befinden sich dort das Stadttheater und das Theatermagazin.
- ¹⁰ 1830 gehörte Johann August Sutter der Bürgerwache von Burgdorf an.
- ¹¹ Der in Burgdorf geborene Johann August Sutter jun. gilt heute als Gründer von Sacramento, der Hauptstadt Kaliforniens. 1970 wurden seine sterblichen Überreste von Acapulco nach Sacramento überführt und auf dem dortigen Friedhof zusammen mit denjenigen seiner Tochter Anne Sutter-Young bestattet.
- ¹² 1 Acre entspricht 4047 m² oder 1,125 Jucharten.

2. Abbildungen

Die meisten der vorstehend verwendeten Illustrationen wurden den um 1850 erschienenen Ausgaben der «Illustrierten Zeitung» (Leipzig) entnommen, bei der damals auch Sutters ehemaliger Kollege und Freund Johann Jakob Weber tätig war.

3. Verwendete Literatur und Quellen

Gedruckte Quellen

Basellandschaftliche Zeitung (1930): Ein Brief von General Sutter, Liestal, 20. Dezember.
Berner Volksfreund (1833): Inserate und Anzeigen, Sonntag, 8. September 1833, Nr. 72.
Bigler Rudolf (1935): General Johann August Sutter und seine Beziehungen zu Burgdorf, Burgdorfer Jahrbuch 1935.

Birmann Martin (1868): General Johann August Suter, Gute Schriften Basel (Originalausgabe).

Cendrars Blaise (1925): Gold – Die fabelhafte Geschichte des Generals Johann August Suter, Im Rhein-Verlag, Basel-Zürich.

Dana Julian (1938): Sutter of California, Halcyon House, New York.

Dillon Richard (1991): Captain John Sutter: Sacramento Valley's sainted sinner, Western Tanager, Santa Cruz.

Gauss K. (1931): Herkunft und Familie des Generals Johann August Suter, Basellandschaftliche Zeitung, 26. und 28. Januar 1931.

Gudde Erwin Gustav (1934): Neu-Helvetien, Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter, Verlag Huber & Co. Aktiengesellschaft Frauenfeld und Leipzig.

van Laer-Uhlmann Marion (1996): Chronik der Familie Schoch, Burgdorf.

Lienhard Heinrich (1898): Californien unmittelbar vor und nach der Entdeckung des Goldes, Buchdruckerei C. Aschmann, Zürich.

Lüdy Fritz (1945): Burgdorf im Bilde, Burgdorfer Jahrbuch 1945.

Meyer Traugott (1953/1991): Der Gänneral Sutter, Lebendige Mundart Band 16, Verlag Sauerländer.

Neue Zürcher Zeitung (1930): Vier Briefe General Sutters, Zürich, 13. Februar.

von Rath G. (1879): Ueber das Gold, Verlag von Carl Habel, Berlin.

Regimentsbuch der Stadt und Republik Bern (1829–1834): Stämpflische Buchdruckerei Bern.

State of California (ca. 1980): Sutter's Fort, State Historical Monument, Department of Parks and Recreation.

Waldmann Thomas (1980): Der junge Johann August Sutter als Poesiealbum-Dichter, Basellandschaftliche Zeitung, 29. Dezember.

Zollinger J. P. (1938): Johann August Sutter, Der König von Neu-Helvetien, Sein Leben und sein Reich, Schweizer Spiegel Verlag Zürich.

Zollinger J. P. (1935): John Augustus Sutter's European Background, California Historical Society Quarterly.

Ungedruckte Quellen

Amtsgerichts-Manual Nr. 6 (1834): Kreisgericht V Burgdorf-Fraubrunnen.

Brevetbuch der Reserve Officiers und der Officiers des Studenten-Corps (1824–1840): Staatsarchiv Bern, BB II.

Geburts- und Taufregister der Gemeinde Kandern (1788–1822): Pfarramt der evang. Kirche Kandern.

Kaltwasserleist (1821–1872): Besuchverzeichnis, Rittersaalverein Burgdorf.

Kriegs-Raths-Manual Nr. 37 (1828): Staatsarchiv Bern BB, II/37.

Amerikabriefe der Henriette Fankhauser an die Vormundschaftsbehörden in Burgdorf, 1855–1868

Herausgegeben von Trudi Aeschlimann

Einführung

Im historischen Archiv der Burgergemeinde Burgdorf befindet sich unter der Signatur N 102 eine Aktensammlung betreffend Zivilstandsangelegenheiten von in Burgdorf heimatberechtigten Personen aus der Zeit von 1838 bis 1875, darunter mehrere Briefe der nach Nordamerika ausgewanderten Burgdorferin Henriette Fankhauser, die höchst anschaulich von einem Frauenschicksal in der Mitte des 19. Jahrhunderts berichten.

Henriette Fankhauser kam am 16. August 1819 als zweites Kind des Wagners Samuel Fankhauser (1789–1859) und der Anna Barbara geb. Scheidegger von Koppigen (1786–1837) in einfachen Verhältnissen zur Welt. Ihre 1815 geborene ältere Schwester Susanne Charlotte, genannt Susette, arbeitete als Wäscherin in Burgdorf und starb 1851 an akuter Wassersucht. Der Vater war in seinen späteren Jahren dem Alkohol sehr zugetan und wurde 1856 wegen «unzüchtigen Benehmens» für einige Monate in die Zwangsarbeitsanstalt Thorberg eingewiesen.

1838 erhält die 19jährige Henriette einen Heimatschein, da sie in Zofingen eine Arbeit aufnehmen will. Eine Chorgerichtseintragung vom 30. November 1840 meldet, dass Henriette Fankhauser vom Hafnergesellen Martin Havenstein von Endingen AG schwanger sei. Dieser Bursche war früher bei Hafnermeister Gammeter in Burgdorf in Stellung. Die Schwangere wird zur Niederkunft in den alten Spittel an der Metzgergasse, das spätere Schlachthaus, eingewiesen. Das neue Burgerspital an der Emmentalstrasse wurde erst im Sommer 1841 bezogen. Wie bei einer unehelichen Mutterschaft damals üblich, sollten zwei Zeugen zur «Genisst» berufen werden. Dieses amtliche Verhör während der Entbindung hatte den Zweck, Geburtszeit und Geschlecht des Kindes festzustellen und die unter Schmerzen Gebärende zur Nennung des Kindsvaters zu veranlassen.

Am 2. Februar 1841 gebiert Henriette Fankhauser einen Knaben, den sie am 14. März in Burgdorf auf den Namen *Jakob Heinrich* taufen lässt. Paten des Kindes sind sein Grossvater Samuel Fankhauser und Henriettes Vetter Georg Jakob Fankhauser (1808–1886) samt Ehefrau. Der Aufenthaltsort des beklagten aargauischen Kindsvaters ist nicht bekannt, weshalb er auch nicht um Unterhaltsbeiträge angegangen werden kann.

Laut Notiz auf dem Heimatschein von 1838 erhält Henriette am 6. Juli 1842 einen Pass und arbeitet wohl in Süddeutschland. Von Freiburg im Breisgau, Grossherzogtum Baden, trifft Anfang 1843 die Meldung bei den Burgdorfer Behörden ein, dass Henriette Fankhauser am 14. November 1842 in der Entbindungsanstalt zu Freiburg i. Br. ein zweites uneheliches Kind geboren habe, das dort am 20. November auf den Namen *Gottlieb* getauft wurde. Als Pate fungierte unter anderem ein Freiburger Lehrer.

Mutter und Kind siedeln nun ins Burgerspital Burgdorf über. Der seit 1841 als Spitalverwalter tätige Jakob Haas (1787–1874), ehemals Negotiant, ist auch für die burgerliche Armenpflege zuständig. Er kritisiert die tadelhafte Aufführung der Henriette Fankhauser, die den Urheber ihrer zweiten Schwangerschaft zuerst verheimlichen wollte. Schliesslich gibt sie aber an, der Kindsvater sei Heinrich Walter von Oberentfelden, der ihr seinerzeit ein schriftliches Eheversprechen gegeben habe. Er habe sie, als sie schwanger wurde, in die Anstalt in Freiburg gebracht, sich aber seither (bis April 1843) nicht mehr gemeldet. Der uneheliche Knabe Gottlieb wird seiner Mutter von den Behörden «Namens, Heimats und Enthaltungs halb» zugesprochen. Henriette wird mit zehn Tagen Haft bestraft und zur Bezahlung der Kosten verknurrt. Armenpfleger Haas soll versuchen, mit dem Kindsvater wegen Unterhaltszahlungen Kontakt aufzunehmen.

Im Februar 1844 bestreitet Henriette den von behördlicher Seite geäusserten Verdacht auf eine erneute Schwangerschaft.

Januar 1846: Henriette kann im Burgerspital an der Emmentalstrasse wohnen bleiben. Sie soll aber wegen schlechter Aufführung vom Spitalverwalter Haas «unter strenge Zucht und Aufsicht gestellt werden».

Am 18. April 1847 wird Henriettes drittes uneheliches Kind, eine Tochter namens *Henriette Emilie*, geboren und am 30. Mai in Burgdorf getauft. Paten sind der Negotiant Johann Jakob Jost und Henriette Imhof-Burger sowie Susette König-Fankhauser. Der in der Burgerratssitzung vom 16. September 1847 vorgebrachte Antrag auf «Zuchthausstrafe gegen Jgfr. Henriette Fankhauser der dritten ungesetzlichen Niederkunft halb» wird gutgeheissen. Henriette bekommt einen Armutsschein.

Heimath-Schein

von der

Gemeinde

Zürigdorf,

im Amtsbezirk

Zürigdorf,

des Kantons Bern;

zu Gunsten

Henriette Lubbersen,

Ausgestellt den 5. Juni 1838

by Lubbersen DB

Lubbersen besitzt auf einem
ausgelassenen Feld d. d. Bern
d. 6. Juli 1842.

Heimath-Schein, Register I. St. F. N. 238

Henriettes erster Heimatschein.

Henriette Fankhauser beabsichtigt, nach Nordamerika auszuwandern, und erhält am 23. August 1849 einen neuen Heimatschein ausgestellt. Sie begehrt von ihrer Heimatgemeinde eine Auswanderungsbeisteuer bzw. Reisegeld für die Fahrt. Schliesslich bewilligt die Burgergemeinde Burgdorf als Vormundschaftsbehörde die Auswanderung und entrichtet 200 alte Franken als Reisegeld. Laut Notiz auf der Rückseite des Heimatscheines erfolgt die Abreise im *März 1851*. Verschiedene schlecht leserliche Stempel auf diesem Ausweispapier stammen von: «STADTAMT FREIBURG GROSSHERZ. BAD.», «KÖN. PREUSS. COMMANDANTUR» und «...ST. LOUIS...».

Drei Tage nach Henriettes Abreise verstirbt ihre Schwester Susette Fankhauser im März 1851 im Burgerspital Burgdorf.

Henriettes Buben Heinrich und Gottlieb leben wahrscheinlich die meiste Zeit im 1844/45 erbauten burgerlichen Waisenhaus an der Bernstrasse 2 (später altes Gymnasium bzw. Mädchensekundarschule, heute Musikschule). Einmal wird Gottlieb verdächtigt, im Waisenhaus einen Kanarienvogel entwendet zu haben. Zeitweise ist er in der Armenerziehungsanstalt auf dem Bättwil untergebracht beziehungsweise in einem Privathaushalt verkostgeldet. Das neue Waisenhaus wird ab 1852 von den Waisenern Jakob Heuer (1815–1869) und Rosina Heuer geborene Gribi (1816–1868) geleitet. Der Waisenvater wirkt zugleich als Hauptlehrer an der burgerlichen Elementarschule.

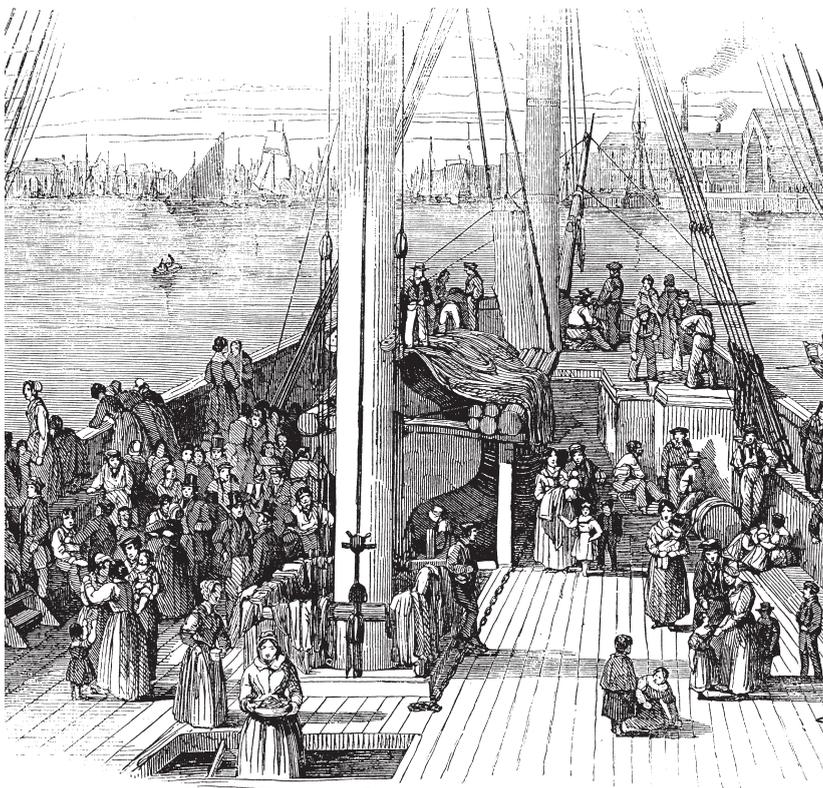
Wohl 1852 heiratet Henriette Fankhauser im fernen Amerika den Zimmermeister *Jakob Vonmoos*, gebürtig von Reiden, Kanton Luzern.

Im Dezember 1853 verstirbt Henriettes sechsjähriges Töchterchen Emilie in der Schweiz. Es war in Trachselwald untergebracht gewesen.

Laut einem Protokolleintrag «reklamiert» Henriette Vonmoos-Fankhauser nun mehrmals schriftlich ihre Knaben bei den Vormundschaftsbehörden in Burgdorf. Sie will ihre bereits halbwüchsigen Söhne gerne nach Amerika nachkommen lassen. Der Burgerrat reagiert vorerst gar nicht auf dieses Ansinnen.

Hier setzen die im Burgerarchiv erhalten gebliebenen Briefe Henriettes ein. Die vorhandenen Originaltexte mussten nur leicht orthographisch angepasst werden. Die couragierte «Heldin» berichtet somit in ihrer ganz persönlichen Ausdrucksweise von den Erlebnissen in Europa und Amerika.

Die meisten der nachfolgend verwendeten Illustrationen entstammen der Zeitschrift «The Illustrated London News», Ausgaben 1858 bis 1862.



An Deck eines Auswanderungsschiffes in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Vielgeliebte Linda:
 Weil daß ich kein Broysloof bey bin, sehn ich keine Wöln kein fuf-
 tranen, ein einfügen Broys sehn ich kein fann hand behermen
 mit noch keine Luthwort kein Gittel, Guckpaustra, so hieß mir kind
 daß ich nicht ein Meß ein Luthwort hand bin, mit ich doch se ein fann
 yefung an sehn, ich sehn in diesem Zeit & Binsfa sein aus, gottlieb
 ab ich die nicht wußtan sehn, der beid ich nicht.

Henriettes Schriftzüge.

Vielgeliebte Kinder,

Seit dass ich von Burgdorf weg bin, habe ich keine Silbe von Euch vernommen, einen einzigen Brief habe ich von Herrn Haas bekommen und noch keine Antwort von Jakob Fankhauser. Es tut mir leid, dass ich nicht einmal eine Antwort wert bin, und ich doch so an ihnen gegangen habe. Ich habe in dieser Zeit 4 Briefe hinausgeschickt, ob Ihr sie nicht erhalten habt, das weiss ich nicht.

Jetzt meine Lieben, wenn Ihr Lust habt, zu mir zu kommen und zu Eurem Vater, der mit Verlangen auf Euch Lieben harrt, hat sich endlich eine gute Gelegenheit gezeigt. Der Bruder von meinem Mann hat uns nämlich geschrieben, dass er Lust hat, nach Amerika zu kommen und Euch Buben mitnehmen würde, sowie auch den Sohn von meinem Mann. Er ist im gleichen Alter wie der Gottlieb und heisst Jakob und wohnt in Reiden, Kanton Luzern.

Du Heinrich, wirst jetzt etwas lernen können. Dein Vater ist ein Zimmermeister, er verakkordiert Häuser, ganz fertig, samt dem Schlüssel an der Tür. Die Maurer und Pflasterer habe ich meistens an der Kost. Dabei habe ich auch ziemlich Arbeit, denn hier ist die Kost besser als in Deutschland. Das Brot mache ich alles selber, es käme zu teuer, wenn ich es kaufen müsste. Hier wird auch anders gewaschen, es geht viel geschwinder, die Seife ist auch besser; ich hatte dabei bisher auch keine Hilfe. Gott sei Dank, dass ich immer gesund und munter bin. Der Garten macht mir das grösste Vergnügen, und Kinder verhindern mich nicht, denn von meinem Mann habe ich noch gar kein Kind gehabt. Ich denke, ich bekomme auch keines mehr, denn ich bin schon in einem ziemlichen Alter. Ach wenn ich an die Zeit denke, wo ich Euch gehabt habe, was ich leiden musste, so danke ich Gott dafür, dass er es so gut mit mir gemacht hat. Jetzt würde ich gerne noch einmal so viel von den Leuten erdulden, nur damit ich Euch habe. Denn ich bin überzeugt, dass Ihr einer besseren Zukunft entgegenschauen dürft.

Von der Schwester der Meistermutter habe ich die Nachricht erhalten, dass das Emilie gestorben sei. Ach das gute Kind tat mir sehr leid, es schien mir immer wie vorbestimmt, dass es nicht so lange leben würde wie ich. Das letztmal, als ich bei ihm in Trachselwald war, sagte es mir so schön wie ein Grosses das Lied auf «Alles neu macht der Mai, macht die Seele frisch und frei». Nun, der liebe Gott hat seine besten Absichten

dabei gehabt, dass er es so früh von der Erde wegnahm. Aber es schmerzt mich sehr, dass kein Mensch sich die Mühe nehmen wollte, mir dies zu schreiben. Nicht einmal Herr Haas oder jemand aus der Verwandtschaft. Die Adresse hatten sie ja, und die Briefe kommen alle in die Zeitung.

Mein Mann und ich haben im Sinn gehabt, nach ein paar Jahren, wenn wir ein ordentliches Vermögen verdient haben, wieder in die alte Heimat zurückzukehren, und dies wegen Euch Buben, denn ich habe lange Zeit nach Euch. Ich dachte, dass die Herren von Burgdorf allerhand Einwendungen dagegen machen würden, dass Ihr zu mir wolltet kommen, und ich Euch dann nie mehr sehen würde!

Aber jetzt hat es andere Aussichten, weil der Bruder meines Mannes zu uns kommt und Ihr gut bei ihm versorgt seid. Ihr dürft keine Bedenken tragen und herzlich mit ihm kommen, denn es ist ein gescheiter Mann. Er ist auch Zimmermeister, wohnhaft in St. Immer. Diesen Herbst wird er die Reise antreten, Ihr könnt dann mündlich mit ihm sprechen.

Herr Haas fordert von uns den Kopulationsschein, er kann ihn ja haben, wenn es nötig ist. Pfarrer Waltburger, ein Appenzeller, hat uns kopuliert, das ganze kostete nur einen Taler. Wir haben den Burgerschein schon lange, ein Schweizer wird nach 3 Jahren hier Burger, ein Deutscher hingegen erst nach 5 Jahren.

Es nimmt mich auch wunder, ob der Vater und der Herr Haas noch am Leben sind oder nicht. Ich wollte, der Vater wäre auch hier bei mir. Dass meine Schwester 3 Tage nach meiner Abreise gestorben ist, hat mich ganz krank gemacht. Wenn ich das gewusst hätte, so wäre ich noch nicht fort und hätte ganz abgewartet bis an ihren Tod. Ich bin überzeugt, wenn ich in Burgdorf geblieben wäre, so wäre sie noch nicht so geschwind gestorben, sie hat sich zu hart um mich bekümmert. Das Vermögen meiner Schwester werden die Herren mir doch nicht geben, aber ich weiss wohl, was sie besass. Ich kann doch mit Recht das Guthaben meiner Schwester in Anspruch nehmen. Sie hatte noch ein ganz neues Bett, das Ihr gut brauchen könntet auf dem Schiff, sowie die Kisten und ein kleines Kästchen. «Das Lustgärtlein» hätte ich auch gerne, denn es gehörte mir.

Kleider hatte sie nicht viele und diese erst noch zerstreut. Frau Wasser hat noch Geld von meiner Schwester, vom Holzgeld, das sie zur Aufbewahrung erhielt. Sie war gut zur Schwester und gab ihr etwas Geld zurück, wovon ich etwas kaufte, wenn es nötig war. Meine Schwester konnte

*nämlich die Speisen, die ihr die Jungfer Herr vorsetzte, gar nicht genies-
sen. Die Jungfer war nicht gut gegen meine Schwester, kurz vor ihrem Tode,
und muss sich das auf ihr Gewissen laden. Vielleicht wäre sie auch besser
gewesen, wenn sie gewusst hätte, dass die Schwester so bald sterben würde.
Es ist gewiss nicht der Wille der Armenkommission, dass man so behan-
delt wird, dass es gleich heisst «dies musst du essen oder gar nichts». Man
muss nur die Leute fragen, die im Spital sind.*

*Viele Grüsse an alle meine Bekannten im Spital. Die Mädchen alle mit-
einander sollen mir alle Neuigkeiten schreiben, Jungfer Imhof, Maria
Heggi, Frau Ris.*

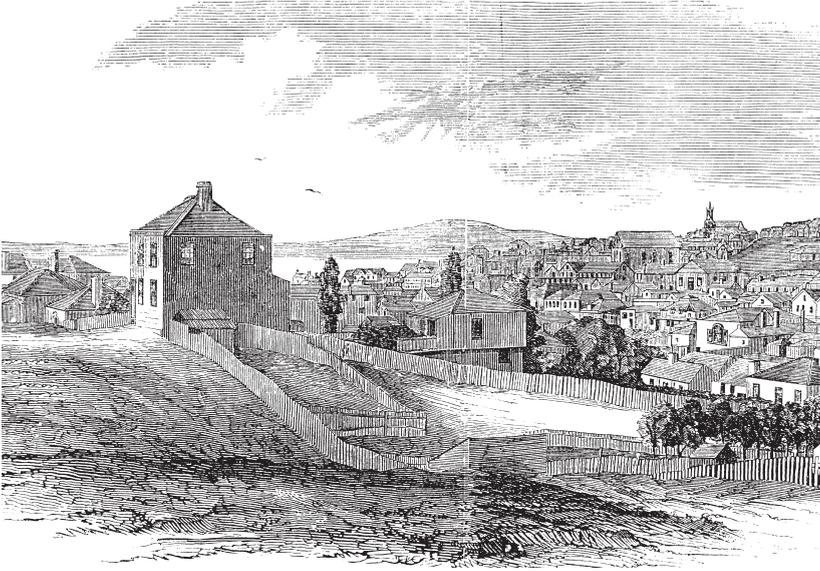
*Die Frau Fankhauser soll so gut sein – wenn sie noch etwas für mich tun
will – mir von allerhand Gemüsesamen und Blumensamen zu schicken.
Die Gemüse in der Schweiz sind besser als die hier. Die Ansichten von
Burgdorf und Bern hätte ich gerne, das Schweizerliederbuch und ein
Kochbuch, etwa 100 Ellen Spitzen von Faden, ein paar gehäkelte Kräg-
lein, Kamille (hier wächst keine), ein Brief Nadeln und einige Ries
Stricknadeln. Ein schwarzseidener Rock, aber er sollte gemacht werden,
denn neuen Stoff darf man nicht über die Grenze nehmen. Hier ist die Elle
Seide 2 Taler. Ein Pelz um den Hals und um die Arme ein Schlupf, hier
würde es 80 Taler kosten, ich bekomme ihn am wohlfeilsten von der
Schweiz.*

*Mein Mann hat es dem Schwager geschrieben, was er bringen soll. Wenn
er zu Euch kommt, so helft ihm etwas aus, damit er nichts vergisst. Wenn
ich nur einmal wieder genug Wein trinken könnte, die Flasche ist hier ein
Viertel Taler, und genug Schweizerkäse, er ist hier ungemein teuer.*

*Viele Küsse und Grüsse an alle Bekannten und Verwandten, mit Achtung
an die Waisengemeinde in Burgdorf, dass sie meine Kinder unterstützen
werden, damit sie die Reise machen können, ich werde ihnen stets dank-
bar dafür sein. Verbleibe ich Eure getreue Mutter*

*Henriette Vonmoos in
Latrobe, Westmoreland County,
Staat Pennsylvania, Nordamerika.*

*Mein Mann lässt Euch vielmal grüssen. Auf jedenfall schreibe mir, Hein-
rich, damit ich weiss, ob Du den Brief bekommen hast. Ich lebe hier in
bester Zufriedenheit mit meinem Mann, er ist immer sehr fleissig und
sparsam. Ich hätte in Burgdorf gewiss keinen besseren bekommen
können.*



Eine überseeische Ansiedlung.



Unterdeckpassagiere auf einem Auswanderungsschiff
(Foto: Schweiz. Landesmuseum, Zürich).



Schweizer Consulat.

New York, den 31. Oct. 1855

Herrn Jacob von Moos in Latrobe, Westmoreland Co., Penns.

Ihrem Ansuchen von 29. ds. und Telegraph entsprechend habe ich dafür gesorgt, dass die zwei Knaben Heinrich und Gottlieb Fankhauser heute um 4 Uhr Pennsylvania Central R.R. nach Latrobe verreisen.

Ich bezahlte	für Passage von hier bis Latrobe	\$ 12.—
	für Kost und Logis bis heute	\$ 8.—
	an bar an die Knaben	\$ 2.—
	für Provision	\$—.38
	für Ihre Anzeige-Telegraph	\$—.80

(wofür inliegende Envelope als Beweis) zusammen \$23.18

Herr Hegi hat mir \$ 19 für diese Knaben bezahlt; er hat für dieselben \$ 20 erhalten und davon \$ 1 Auslagen gehabt.

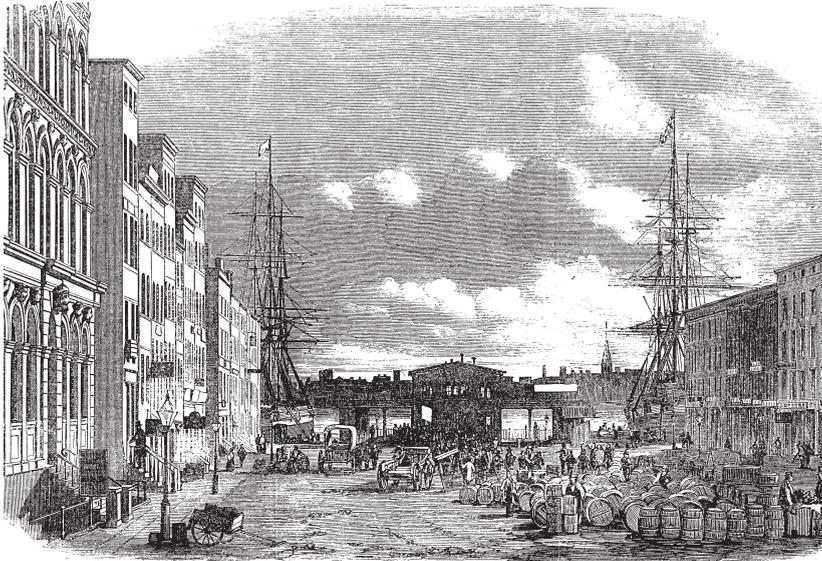
Meine Auslagen betragen	\$23.18
von Herrn Hegi erhalten	<u>\$19.—</u>
bleiben	\$ 4.18

welchen Betrag Sie mir vergüten wollen.

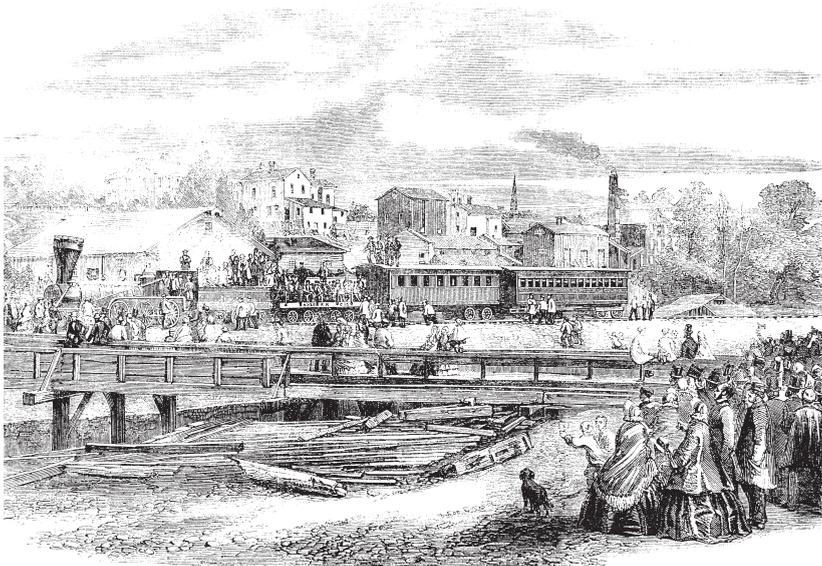
Diese Kinder verreisen in bester Gesundheit, und ich denke, es werde Ihnen möglich, dieselben bald in Empfang zu nehmen, oder vielleicht denselben entgegenkommen zu können.

Freundschaftlich zeichnet

L. Ph. de Luze
Consul of Switzerland
in New York



Die New Yorker Wall Street in den 1850er Jahren.



Eröffnung einer von New York westwärts führenden Eisenbahnlinie.

Pittsburg, den 27. Februar 1856
Pennsylvania

Geehrter Herr Haas,

Herr Haas, die Art und Weise, wie Sie meine Kinder nach Amerika schickten, ist für so einen gescheiten und vorsichtigen Herrn gar nichts Rühmlisches. Der Gottlieb und ich sind jetzt das Opfer davon. Ich weine mich fast zu Tode, dass ich ihn in eine Besserungsanstalt tun musste. Für dieses Alter habe ich in meinem Leben keinen so frechen und ungezogenen Buben angetroffen; kurz er ist auf der Reise ganz verdorben worden, und wem habe ich es zu verdanken als Ihnen. Einer alten Frau [Frau Schürch, Sattlers von Heimiswil], die noch nie aus ihrer Kühweid hinaus kam und nicht wusste, was eine Seefahrt mit Kindern ist, schenkten Sie Zutrauen. Und einen mehr als durchtriebenen Vagabunden [Franz Heggi, geboren 1839], der sie zu allen Schlechtigkeiten unterrichten konnte, gaben Sie zur Aufsicht mit. Ihr solltet ihn genug gekannt haben, seine Mutter war auf jeden Fall froh, als sie ihn los war. In dem Hause, wo seine Mutter wohnte, hatte er schon lange Wein gestohlen und ihn seinen Kameraden gebracht. Der Wein war in Flaschen in einer Kiste eingelagert und gehörte wahrscheinlich dem Herrn Fankhauser. Es ist recht guter Wein gewesen. Die Zäpfen seien alle faul gewesen.

Sie hätten besser getan, die armen Kinder ganz allein zu schicken, sie hätten dann auch gewusst, was sie zu verzehren hätten oder nicht. Der Heinrich weinte laut auf, als er mich sah, er sagte, er wäre recht gerne zufrieden gewesen, wenn sie nur genug geschwellte Kartoffeln gehabt hätten; anderes konnten sie nicht kochen. Die 3 Knaben mussten es selbst tun, denn wenn der Franz kochte, frass er es gleich in der Küche zur Pfanne heraus, wenn es lind war. Und wenn die Kinder ins Verdeck hinunter kamen, hatte es nichts mehr.

Mehr als die halbe Seereise wurden sie von guten Leuten unterstützt, oder hätten verhungern können.

Frau Schürch schaute nie auf sie, alle Tage zankten sie miteinander, so mussten es die 2 Knaben entgelten. Frau Schürch war nur zum Nehmen aber nicht zum Geben abgerichtet. Sie hat gegenwärtig noch einen Rock von meinem Buben, den übrigen Reis, beinahe einen Sack voll Zwieback, Kartoffeln, die im Keller waren, und noch vieles, das die Buben nicht kochen konnten, nahm sie mit.

Franz Heggi führte sich schlecht auf, schon in Le Havre war er so betrun-

ken, dass er beinahe in einen Abtritt gestürzt wäre. Wenn ihn Heinrich nicht gefunden und herausgerissen hätte, wäre er schnell tot gewesen. Heinrich musste für Heggi 48 Batzen zahlen, und Geld um die Pässe visieren zu lassen, hatte er schon lange keines mehr, Gottlieb auch nicht. Sogar das Geschirr musste er selbst kaufen, für alle 3 kaufte er eine Kaffeekanne, die kostete ihn 4 Franken. Von Heggi bekam er nichts mehr zurück, denn auf dem Schiff verkaufte der in den ersten Tagen die Lebensmittel, die ihm die Mutter mitgegeben hatte wie Käse, Butter, Speck, Schnitz, gedörrtes Brot (was sonst so gut für Suppen ist), kurz alles und das für fast nichts, bloss für Tabak, Schnaps und Wein. Er verdarb die Sachen, dass es ein Graus war. Die Uhr, die er von seiner Mutter bekommen hatte, verkaufte er an Frau Schürch. Diese kaufte und verkaufte im ganzen 8 Uhren. Einen Hut und eine Uhr von 10 Talern ist Heggi jetzt noch schuldig, ebenso die Kost im Wirtshaus, die sein Onkel Fritz [Fritz Heggi, geboren 1811] hätte bezahlen sollen, aber der Fritz Heggi ist noch schlechter als der Franz. Das ist ein schöner Herr, auf dem Schiffe stahl er, was er konnte. Ein paarmal wollten sie ihn beim Kapitän verklagen, und wenn er das Diebesgut nicht zurückgegeben hätte, dann wäre er auf dem Verdeck zur Schau an einem Strick aufgehängt worden. Er bestahl auch meine Buben, und wenn sie sich um ihre Sachen verteidigten, behauptete Heggi, er habe die Kinder aus eigenem Geld mitgenommen und habe das Recht, zu machen was er wolle, es gehe sie nichts an. Der Frau Schürch sagte er die abscheulichsten Sachen und gehorchte ihr gar nicht. Sie sagte, sie wollte gerne 100 Franken geben, wenn sie nichts von Heggi wüsste.

Das Verdriesslichste für Heinrich war, dass Gottlieb nicht nur ins Stroh (Bett konnte man dem nicht sagen) sondern auch in die Hosen brunzte. Und des Nachts lief es den Kindern von Frau Schürch her ins Maul, denn Nachtgeschirr hatte die keines, wo sonst jeder eines hatte. In meinem letzten Brief bat ich Sie um das Deckbett meiner verstorbenen Schwester für die Knaben, weil ich wusste, was für schlechte Betten man von den Agenten bekommt. Aber Sie glaubten ja denjenigen, welche schon eine Seereise gemacht hatten, nicht. Eine Matratze heisst das: ein wenig Stroh in einen Sack gestopft, der so dünn ist, dass man das Stroh dadurch sieht und gewöhnlich schon am ersten Tag zerrissen ist. Das Kopfkissen, auch von Stroh und gleichem Zeug, nicht grösser als der Kopf selbst, von einem Leintuch ist nicht die Rede. Die Bettdecke ist von 100 Lappen zusammengesetzt, ein wenig Baumwolle darin, die auch nicht länger als

eine Woche hält, besonders wenn 3 so böse Buben beieinander liegen. Der eine zieht hier, der andere dort, da kann man sich denken, wie es zugeht, dass der Rücken am Morgen mehr weh tut als am Abend. So geht es allen, die nicht selbst ein Bett von zu Hause mitbringen.

So wohl ich Freude hatte, meine Kinder wiederzusehen, so wäre es mir doch lieber gewesen, Ihr hättet sie in Burgdorf behalten, statt sie eine solche Reise machen zu lassen. Ich kann Gott nicht genug danken, dass er sie überhaupt noch am Leben erhalten hat. Wenn ich gewusst hätte, dass Ihr die Buben meinem Schwager nicht anvertrauen würdet, so hätte ich nicht geschrieben, dass sie herkommen sollen. Der Schwager sagte, er sei ebenso brav wie Herr Braschenstein [?], und übrigens hätten sie Zeit genug gehabt vom 9. Juli bis zum 26. September, die Pässe zu machen. Um die Wahrheit zu sagen, Sie hielten ihn für einen schlechten Luzerner, und der Schwager war nur zu stolz. Er hätte auch den Franz besser bändigen können als eine Frau Schürch, er ist noch grösser als Herr Gribi. Kinder hat der Schwager noch keine, seine Frau ist die Elise Schüppach, sie haben ein eigenes Haus dort.

Es ist für Sie wohl unglaublich, dass eine so schlechte Dirne mit 3 Kindern, die der Gemeinde zu Burgdorf zur Last fiel (dies musste ich genug hören) noch einen so braven Mann bekommen hat, aber es ist so. Sie brauchen sich nicht bei dem Konsul zu erkundigen, denn es gibt Beweise genug in Luzern und St. Gallen, wo ihm an beiden Orten das Bürgerrecht geschenkt wurde. Doktor Steiger [1801–1867, liberaler Luzerner Politiker zur Zeit der Freischarenzüge] war ihm ein guter Freund aber auch schuld, dass er sich in Luzern einliess. Er war nämlich in dieser Zeit Stadtbaumeister und hatte einen Zimmerplatz mit 36 Gesellen, er war 2500 alte Schweizerfranken wert und baute gerade den Segesserhof, als sie die Regierung stürzen wollten. Er wurde verraten und hätte eine 10jährige Kettenstrafe erdulden müssen, wenn ihn nicht der Korporal Birrer zur rechten Zeit gewarnt hätte, so dass er flüchten konnte. Sein Vermögen nahm die Regierung an sich, ihm selber blieb nichts als was er am Leibe hatte. 2 Freischarenzüge machte er mit und später den Sonderbundskrieg. Er war Armeeführer bei der Division Gmür von St. Gallen. Ueberall wo er hinkam, wurde er gut aufgenommen. Sein Bruder war Zuchthausaufseher. Mein Mann mag auf Luzern oder St. Gallen zurückkehren, er würde an beiden Orten wieder gut aufgenommen, besser als ich und meine Kinder in Burgdorf.

Wir kommen Ihnen nie mehr unter die Augen. Das beste für meine Kinder

ist, dass sie später ihr Brot verdienen können, da sie doch keinen Anspruch auf ihr Bürgerrecht machen dürfen. Warum gebt Ihr ihnen einen Heimatschein mit?

Frau Heuer [die Waisenuutter] hätte meine Buben nackt schicken sollen, sie hätten sicher hie und da von guten Leuten einige Kleidungsstücke bekommen. Der Heggi hat sie auch nur um Gottes Willen bei sich gehabt. Nicht einmal das Notwendigste, ein Paar Unterhosen, 5 Nastücher, die so klein sind, anstelle eines Reisesackes einen Habersack und eine so schlechte Kappe, und die reute sie noch. Wie darf Frau Heuer dann noch von einem «Liebling» schreiben, wenigstens den Kleidern nach nicht.

Herr Haas, ich bitte Sie, behandeln Sie mich jetzt als Frau. Denn so lange ich in Burgdorf war, hielten Sie mich für ein Krokodil, und von einem solchen Tier kann man auch nicht viel Gutes erwarten. Dass ich kein Vermögen habe, da kann ich nichts dafür. Ihr wusstet es wohl, dass ich arm bin. Darum hätten sie mich samt meinen Kindern gleich töten sollen, anstatt eine so verfluchte Rechnung zu machen. Um mich ins Zuchthaus zu bringen, konnten sie die Rechnung nicht hoch genug stellen, um ihre Rache zu kühlen. Dort hätte es auch gekostet, aber auf solchen Plätzen reut sie das Geld nicht.

Dem Agenten Lehner habe ich es zu verdanken, dass ich nicht in dieses fürchterliche Haus kam, aber Ihnen habe ich es auch nicht zu verdanken, dass ich nach Amerika konnte und einen guten Mann fand für meine Leiden, die ich in Burgdorf ausstehen musste. Lehrgeldausgaben, also für meine Schwester und mich, kann man von der Waisenbehörde fordern oder vom Vater. Wir hätten von rechtswegen auch Vermögen erhalten sollen von Vater und Mutter, wenn der Vater recht gehandelt hätte oder die Waisenbehörde zu unserem Vermögen geschaut hätte. Noch beim Tode der Mutter hätte man uns etwas retten können, ich klagte es dem Professor Schnell. Dieser sagte, der Statthalter Grieb solle nachsehen, und die Sachen versiegeln. Der aber wartete so lange, bis nichts mehr da war. Nicht einmal ein Paar Schuhe oder ein Schurz, kurz und gut, gar nichts. Dies ist unser ganzes Vermächtnis, welches wir von unsern Eltern geerbt haben. Warum behielten Sie dann nicht auch das Meinige, als ich fortging? Die 200 Franken, die ich als Reisgeld bekam, haben Sie schon lange von meinem Burgernutzen zurück. Unsere Familie wird Sie nicht mehr lange belästigen. Es lebt ja niemand mehr als der Vater. Der Samuel Dysli, Franz Heggi und noch viele sind auch im Waisenhaus aufgezogen worden und haben Lehrgeld gekostet. Vermögen hat er vom Vater und seiner Tante

gehabt, nichts desto weniger bekommt er seine 500 Fr. wie die andern Bürger, die nach Amerika auswandern.

Hätten Sie den Wechsel für meine Buben nicht dem Konsul überschicken können, denn Fritz Utz wollte nichts annehmen. Herr Haas hätte doch kein Zutrauen zu ihm gehabt. Als Heggi sah, dass das Geld nirgends langte für Kost und Reise, ging er zum Konsul und übergab ihm 19 Taler. Für was er einen Taler abgezogen hat, wussten die Buben nicht. Heggi hätte lieber alles behalten. Ein Sattler von Bern wollte das Geld für die Reise vorstrecken, aber es traute dem Heggi niemand zu, dass er das Geld wieder zurückgäbe. Deshalb mussten die Kinder 12 Tage im Wirtshaus warten und ihre paar Franken mit dem Franz verzehren, obschon es noch 8 Taler Kostgeld kostete. Alle bedauerten die Buben und sagten, Herr Haas sei ein Seelenverkäufer. Als sie erst am 12. Tag, statt zur richtigen Zeit, fort sollten, schickte Heggi die Buben noch mit einer schweren Kiste von Franz D. Sie mochten die Kiste kaum zu tragen, Schritt für Schritt mussten sie sie abstellen, und es war mehr als eine Meile weit. Heinrich bezahlte selbst einen Fuhrmann für diese Kiste, dies ist himmel-schreiend.

Der Konsul kaufte ihnen etwas Brot und Fleisch, gab einem jeden einen Taler in den Sack und setzte sie in den Emigrantenzug nach Latrobe, wo wir schon 3 ganze Nächte auf sie warteten. Es wäre genug Geld da gewesen, um sie auf den Express zu tun. 9 Taler kostet es pro Person, in einem Tag kommt man so nach Pittsburg, im Emigrantenzug dauert es 3 Tage und 3 Nächte. Wir hätten so kein Geld mehr von Heggi bekommen als die 48 Batzen Fuhrlohn für Heggis Kiste, die Heinrich in Le Havre für Heggi auslegte. Fritz Heggi durfte erst noch einen Taler von den 20 Talern abziehen. Die Herren Heggi sind noch ehrliche Schelme, weil sie nicht den ganzen Wechsel in Anspruch nahmen sondern sich befriedigten, die armen Knaben um 7 bis 8 Taler zu betrügen. Da möchte ich doch nicht die Brüder Vonmoos mit ihnen vergleichen!

Der Sigmund Stalder und Schöni kommen viel zu uns, sie waren damals noch in New York. Sie erzählten uns den ganzen Verlauf, wie es zugegangen war. Auf jeden Fall hatte ich die Buben nicht in einem so elenden Zustand erwartet. Ich musste ihnen Hosen und Rock waschen, Läuse hatten sie genug. Als sie zu uns kamen, waren wir noch in Latrobe, bald nachher gingen wir auf Pittsburg, nachdem wir unser ganzes Vermögen in Latrobe eingebüsst hatten. Hier kann man niemandem trauen, seinem eigenen Bruder nicht. Wegen Bürgerschaft, Verlust von Arbeitslohn von

4 Häusern mussten wir einen Prozess führen und verloren auch diesen. 3 Häuser hatten wir, eines in Algini [wohl Gebiet Allegheny] und 2 in Pittsburg. Wollten es besser machen und vertauschten sie mit einem Grundeigentum in Latrobe. Es waren 3 Lotten [Landparzellen] samt einem grossen Brickhaus für 11.100 Taler. Auf dem Hause haftete eine alte Schuld, die uns nichts anging, und so wurde das Haus dem andern Mann durch den Sheriff verkauft diesen Winter, obwohl wir noch bei 100 Talern daran verbaut hatten. Als wir wieder auf unsere Häuser greifen wollten, hatte sie der Mann schon verkauft und sich mit dem Geld davongemacht. Freilich können wir ihn ins Zuchthaus tun lassen, wenn er sich wieder sehen lässt. Hier sind die Gesetze für die schlechten Leute gemacht, wenn sie nicht gerne bezahlen wollen, so kann man ihnen nichts nehmen, wenn sie nicht 800 Taler wert sind. Auf diese Weise haben wir alles Vermögen, das wir hart verdient hatten, verloren. Dies ist hart für uns. Dazu noch die Kinder ohne Kleider bei diesem so fürchterlichen Winter. Mehrere Häuser sind vom vielen Schnee eingedrückt worden, und dazu diese grimmige Kälte, dass niemand arbeiten kann. Von was sollen wir leben, alles ist immer teurer.

Herr Haas, ich möchte Sie bitten, das Bett, welches Sie uns noch geben wollen, uns jetzt zu schicken. Denn in 2 Jahren haben wir uns dann wieder etwas verdient, aber jetzt haben wir es höchst notwendig. Frau Heuer schrieb ihrer Schwester, sie solle Elternpflichten an meinen Kindern vertreten. Sie sind selber auch arm und haben nichts, als was sie mit der Nadel verdienen, und 5 Kinder. Ich möchte nicht mit ihr tauschen. Obschon sie die Schwester der Waisenmutter ist, hat sie selbst auch 2 uneheliche Kinder gehabt, bevor sie geheiratet hat. Dass das Waisenvermögen so mindert, dafür kann ich nichts. Meine Kinder werden es nicht alleine aufgezehrt haben.

Das Paket, welches Sie meinen Kindern mitgaben, war den Fuhrlohn nicht wert. Sie hätten besser getan, wenn sie ihnen etwas Geld oder einige Kleidungsstücke geschickt hätten. Frau Baumann wurde böse darüber, denn an alten Büchern und Kalendern hat sie keinen Mangel. Sie hat sich jetzt bekehrt und ist Methodistin geworden.

Gottlieb hat die Hemden verbrunzt und nass in die Kiste gepackt. Weil sie so lange in New York bleiben mussten, so blieb das nasse Zeug liegen und ergab einen Gestank, und die weissen Hemden wurden gelb. Also 8 Tage waren sie in Le Havre, 28 Tage auf dem Meer und 12 Tage in New York und 3 Tage bis nach Latrobe. Die Kleider von den Buben werde ich alle

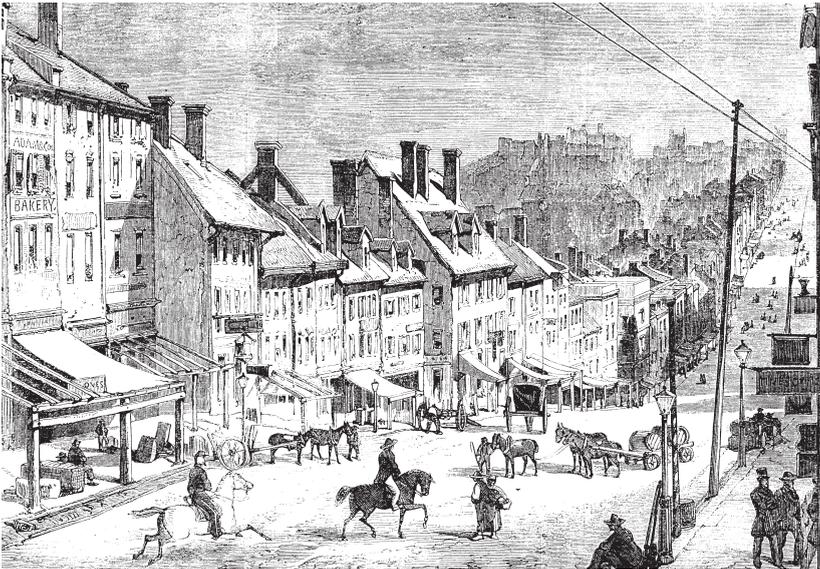
aufheben und bei Gelegenheit wieder zurückgeben samt dem Habersack. Die Stiefel sind hin. Sogar diejenigen, die ihm der Pflegevater zum Geschenk gemacht hatte, zogen Sie auf der Rechnung ab. Die Winterstrümpfe waren nicht einmal ganz, ich weiss nicht, wo Frau Heuer die Augen hatte. An allen Kleidern waren die Aermel zu eng, die 2 Westen zu kurz, anstatt alles, was die Knaben erhielten, gross genug zu nehmen. Franz Heggi ist anders ausgesteuert worden mit Kleidern. Aber was ist der Grund, es waren halt uneheliche Kinder.

Heinrich ist sehr brav. Die erste Zeit war er in einer Buchdruckerei. Sie hätten ihn gerne behalten, aber er wollte nicht bleiben. Jetzt ist er bei einem Balbierer, 3 Jahre muss er lernen. Er hat einen guten Platz bei einem geborenen Amerikaner, wo er durch und durch englisch lernt. Dies ist hier mehr wert als Geld. Heinrich hatte grosse Lust gezeigt, das Doktern zu lernen oder in eine Apotheke zu gehen, aber dazu fehlt uns gegenwärtig das Geld, um ihn studieren zu lassen. In die Schule geht er nicht mehr, ausgenommen in die Sonntagsschule und die Abendschule, hier ist für alles gesorgt. Mein Mann hatte grosse Freude an den Buben. Wenn er ihr eigener Vater wäre, könnte er nicht besser gegen sie sein. Es ist nur traurig, dass ich den Gottlieb an einen solchen Platz tun musste, aber ich war gezwungen. Ich will gar nicht schreiben, was er gemacht hat. Sie können von mir denken, was Sie wollen, ich musste meine Schuldigkeit tun, und dies schadet ihm gar nicht, es ist zu seinem grossen Nutzen. Diese Anstalt ist erst vor 2 Jahren gegründet worden und ist fast gleich wie Hofwil, 150 Zöglinge, worunter sich 39 Mädchen befinden. Sie bekommen eine gute Erziehung, an Lehrern fehlt es dort nicht. Zwei Professoren haben sie zum Unterrichten. Sie werden streng gehalten, aber zu essen bekommen sie genug. Sie haben eine einzige freie Stunde pro Tag, die andere Zeit sind sie immer unter Aufsicht. Wir nehmen Gottlieb wieder heraus, sobald er sich wieder gebessert hat. Aber wir müssen für ihn bezahlen, sonst muss er bleiben bis er 21 Jahre alt ist, und dies ist doch zu hart für ihn.

Den Sohn meines Mannes hat der Schwager nicht mitgebracht. Seine Gemeinde will eine Vollmacht von ihm selbst haben. Der Jakob ist 15 Jahre alt und wohnt bei seinem Onkel Joseph in Reiden. Mein Mann und ich waren der Meinung, der Schwager komme selbst nach Burgdorf. Sie hätten ihm gewiss die Kinder mitgegeben, wenn Sie mit ihm selbst gesprochen hätten. Uebrigens hat sich der Schwager keine Mühe gegeben, weder für mich, noch für seinen Bruder. Wir sind ihm jetzt auch keinen



In einem amerikanischen Barber's Shop.



Eine städtische Siedlung in den USA.

grossen Dank schuldig. Er hatte bloss seine Heiratsabsichten im Kopf, sonst hätte er sich ein wenig mehr um diese Knaben gekümmert. Da er ohnehin nach Roggliswil ging, hätte er ja nur den Brief zeigen müssen, den er von meinem Mann bekommen hat. Ich denke, dieses Frühjahr werden sie ihn durch jemanden schicken.

Was die Religion anbelangt, werden Heinrich und Gottlieb so gut unterrichtet, als wenn sie in Burgdorf selbst wären. Frau Heuer muss nicht glauben, dass ich gar keine Religion besitze, wenn ich schon 3 uneheliche Kinder gehabt habe. Ich will auch in den Himmel, und nicht zum Teufel, wenn sie mich schon für die Schlechteste von den Schlechten hielt. Verdamme niemanden, so wirst du auch nicht verdammt. Auf jeden Fall denken Herr Heuer und Frau nicht viel Gutes von uns, sonst würden sie nicht zu Schuhmacher Gerber gesagt haben, man dürfe uns keine Schafe, noch viel weniger die Buben schicken. Ich bedanke mich für solche Reden, für einen so gebildeten Herrn ist das elend gesprochen. Er kennt ja weder mich noch meinen Mann, bloss durch die Kinder und schlechte Nachrede von bösen Leuten. Ich weiss wohl, dass ich in Burgdorf schon lange verkannt wurde. Aber wenigstens sollten sie doch Rücksicht auf meinen Mann nehmen, der so viel ist und so geachtet. Wenn er schon kein Lehrer ist und nur ein Zimmermann, so kann er doch brav und gut sein. Wenn ich auch so schlecht bin, so hat mir Gott dennoch viel Gnade geschenkt, indem er mir gesunde und gescheite Kinder gegeben hat, die ihre 5 Sinne haben und gebrauchen können, und wenn sie ausgelernt sind, ihr Brot verdienen können. Es wäre ja gut für die Stadtgemeinde Burgdorf, wenn ich die Einzige und Schlechteste gewesen bin. Das Vermögen vom Waisenhaus hätte dann nicht so gemindert, wie es Frau Heuer ihrer Schwester nach Amerika schrieb. Das Waisengut habe nämlich so gemindert, dass sie es fast nicht mehr bestreiten können. Also haben es meine zwei Knaben ganz ausgefressen, dann ist es ja gut, dass Ihr sie los geworden seid, so werden die Kosten aufhören. Frau Heuer empfiehlt ihrer Schwester, mir Mutterliebe einzuflössen, als ob ich keine Gefühle und Liebe gegen meine Kinder hätte. Und dann soll sie für meine Kinder sorgen, wo sie selbst nichts hat für die ihren. Auf jedenfall habe ich mehr Mutterliebe, als Frau Heuer Schwesterliebe.

Ich lebe als ein Christ, und will als ein Christ sterben. Auch ohne Frau Heuers Zusprüche werde ich die Buben nichts mangeln lassen im Körperlichen und Geistigen. Ich bin ein Mitglied unserer Kirche. Hier werden die Pfarrer von den Mitgliedern bezahlt. Ich habe auf einen Kirchen-

stuhl angewendet, also werde ich auch in die Kirche gehen und die Knaben dazu anhalten. Hier ist es noch strenger als in Burgdorf. Und wenn ich einst vor unserem himmlischen Richter erscheinen muss, dann wird nicht nur gefragt, ob man arm oder reich sei. Er fragt aber auch nicht, ob man ehelich oder unehelich sei und deswegen einen Unterschied machen. Wie es Frau Heuer mit den Kleidern machte, ich und die Buben wissen auch, was der Brauch war, wenn einer aus dem Waisenhaus tritt, wie z. B. der Jakob Scheidegger, der seine Zuflucht auch dort nehmen musste. Das Geld, welches sein Vater meiner Mutter und dem Johannes gestohlen hat, hat ihm aber nicht viel Glück gebracht. Heinrich wusste es gut genug, was die andern Kindern bekamen.

Die Versuchungen und Klippen sind in der neuen Welt nicht grösser, als sie draussen auch sind. Hier besteht keine Gefahr, dass gute Leute durch schlechte Gesellschaft verdorben werden, und überdies haben sie keine Gelegenheit, um schlecht zu werden.

Brave Eltern erziehen ihre Kinder wie es recht und der Brauch ist, denn wem ist es von grösserem Nutzen oder Schaden, wenn sie gut erzogen sind? Der Gottlieb konnte nicht einmal mehr das Unservater beten. Und doch will die Frau Heuer mir so zusprechen. Es war ein Glück, dass der Gottlieb noch jünger war als der Heinrich, sonst hätte man ihn fast nicht mehr bändigen können. Bei Heinrich machte es weniger, weil er immer stiller und zurückgezogener war. Die Buben hatten zuviel Freiheit und brauchten sich vor niemandem zu fürchten, und dann noch ein Franz Heggi als Anführer und eine Frau Schürch, die sich nicht um sie kümmerte. Es war alles gut eingerichtet, um ihnen ihr Geld abzunehmen. Und doch bin ich jetzt froh, dass ich sie bei mir habe.

Sie dürfen uns herzlich aus dem Burgerrodel streichen, wir kommen Ihnen nie mehr unter die Augen. Aber dass Sie das Vermögen meiner Schwester behalten wollen, ist nicht recht, denn es gehört mir. Sie wollen es mir nur abstellen, die Gemeinde von Burgdorf ist reicher als ich und mein Mann und meine 2 unehelichen Söhne. Glauben Sie, wir können das Geld nicht brauchen, und es wäre eine Sünde, wenn mein Mann etwas von mir bekäme, um die Buben auszubilden? Ich habe keinen Lump oder Spitzbuben, dem man kein Geld anvertrauen darf. Wir wollen uns ein Stück Land kaufen, ein Haus darauf bauen, und darauf leben und sterben. Herr Haas, ich hätte gerne einen schriftlichen Abschlag von dem Geld von Süsette, ich will mich dann an den Konsul wenden.

Ich verbleibe Ihre dankbare aber tiefbetrübt Henriette Vonmoos.

Pittsburg, den 8. Juli 1856

Herrn Verwalter Haas!

Ich habe Ihren Brief vom 12. Mai samt inliegendem Wechsel über 30 Dollar richtig erhalten.

Mit Erstaunen las ich in Ihrem Brief, wieviele Schulden meine Frau bei Ihnen zurückgelassen habe, und dass es eine Lüge sei, wenn ich behauptete, dass die Zeit gereicht hätte, um die Knaben Fankhauser meinem Bruder Joh. Vonmoos zu übergeben. Ich kann entnehmen, was ich will, denn ich besitze alle Briefe, die sie mit Herrn Büchsenstein [?] und Vonmoos in St. Immer gewechselt haben. Uebrigens brauchen Sie mir nicht so grob zu schreiben, wie Sie es jetzt schon zum zweitenmal gemacht haben. Erstens einen Kopulationsschein von uns zu verlangen und zweitens die Lehrberichte von den Knaben, und drittens habe ich gar nichts von Ihnen verlangt. Es ist der umgekehrte Fall, Sie sollten recht fröhlich sein, dass ich die Gemeinde von einer solch kostspieligen Familie befreit habe. Ich glaube, ich tue an den Knaben Fankhauser mehr Gutes als Sie. Ich habe den Heinrich in eine Lehre für Balbieren, Schröpfen, Aderlassen, Zahnziehen und andere Arzneien für 3 Jahre getan und muss ihn unterdessen unterhalten. Ich habe für Kleider und Schulen schon mehr als 60 Dollar für Heinrich ausgegeben. Und mit Gottlieb ist es noch schlimmer, weil ich ihn in einer Schulanstalt gehabt habe, Kost und Wäsche und Schulgeld kosteten mich bis dato über 50 Dollar. Jetzt habe ich im Sinn, ihn in die Lehre bei einem Koffermacher zu tun, das ist hier auch ein gutes Geschäft. Der Forderung nach einem Lebensschein von Gottlieb Fankhauser kann ich nicht entsprechen, und den Lehrbrief brauchen wir hier selber. Ein Lebensschein, so wie Sie ihn verlangen, würde hier mehr als 30 Dollar kosten. Ich habe gar nichts von Ihnen verlangt, darum habe ich auch gar nichts zu schicken. Sie haben mir geschrieben, dass Sie mir für die Lehre der Knaben Fankhauser 60 Dollar schicken wollen, verlangt habe ich sie nicht. Wenn Sie schon glauben, ich sei ein schlechter Stiefvater der Knaben, so ist es von Euch als Waisenvater noch viel schlechter, die Knaben mir zu übergeben. Davon wollen wir aber schweigen, und die Wahl der Knaben auf die Waagschale setzen, ob sie lieber bei ihrem Stiefvater seien oder in Burgdorf.

Vom grossen Opfer zu reden, die Kinder zu uns zu schicken, dünkt mich seltsam. Als ob die Knaben heimatlos wären. Sie sollten mit Recht sagen «mit grossem Nutzen» nicht «mit grossem Opfer», denn die Knaben sind

*Bürger so gut wie andere, die ihren Burgernutzen beziehen.
Mit der Vermögensforderung meiner Frau hat es bald ein Ende, wenn eine
Rechnung über Vermögen und Schulden vorliegt. Mit den versprochenen
30 Dollar für Gottlieb Fankhauser machen Sie es wie Sie wollen, aber ich
erwarte eine Antwort.*

Mit Gruss und Achtung von

Jakob Vonmoos, Pittsburg.

Tit. Waisenrat der Gemeinde Burgdorf, Kanton Bern, Schweiz.

Cleveland, den 22. August 1857

Herr Präsident, geehrte Herren!

*Wir haben Pittsburg in Pennsylvania verlassen und sind in den Staat Ohio
nach Cleveland gezogen.*

*Unsere Knaben Heinrich und Gottlieb sind noch in der Lehre, der Hein-
rich in Pittsburg, der Gottlieb im Staat Ohio bei Herrn Rilge [?] auf einem
Handelskontor. Heinrich muss noch ein Jahr und Gottlieb zweieinhalb
Jahre bleiben. Wir müssen sie während der Lehrzeit erhalten, an Kleidern
und sonstigen Kosten. Es vergeht fast keine Woche, dass es nicht etwas
kostet.*

*Somit, geehrte Herren ist es jetzt zwei Jahre her, dass die Knaben Fank-
hauser auf unsere Kosten bei uns sind. Mit der Ueberschickung der Kna-
ben erhielten wir den Waisenbeschluss, dass den Knaben zur Hilfe für die
Lehrzeit 60 Dollar sollen nachgeschickt werden. Davon haben wir letztes
Jahr 30 erhalten. Somit erwarten wir, die andern 30 Dollar ohne weiteres
in Kürze zu erhalten, denn wir brauchen sie notwendig für Winterkleider
für die Knaben.*

*Wir ersuchen die Behörde höflichst um eine baldige Antwort und grüssen
Sie freundschaftlich*

*Eure ergebensten Jakob Vonmoos und Frau
geborene Henriette Fankhauser.*

Freundlichen Gruss an meinen Vater und baldige Nachricht von ihm.

Adresse:

Jakob Vonmoos, Zimmermann in Cleveland, Staat Ohio, Nordamerika.

Cleveland, den 14. August 1861

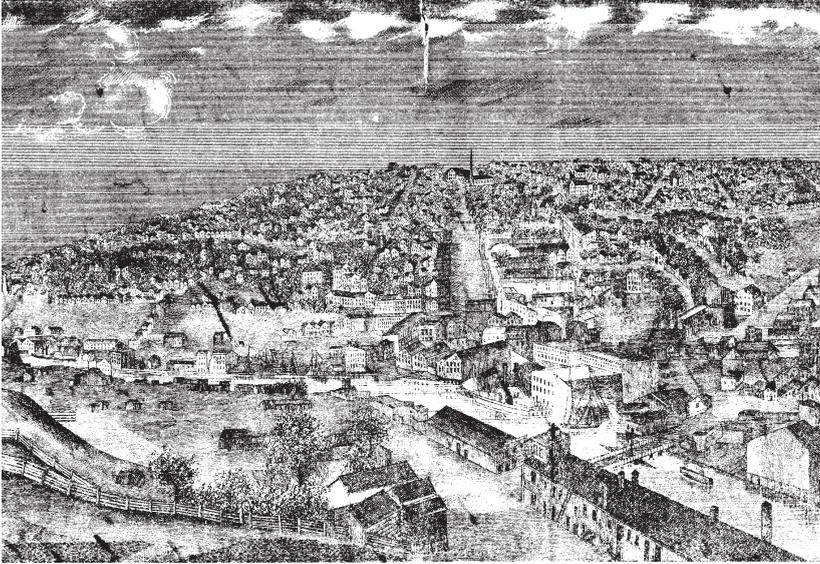
Geehrte Herren vom Bürgerrat von Burgdorf.

Es sind bereits 6 Jahre her, seit Herr Haas uns die 30 Taler schickte und wir die andern 30 Taler in 2 Jahren bekommen sollten. Franz Heggi bekam alleine 60 Taler, er ist ebenso von der Stadt erzogen und gelehrt worden wie meine Kinder. Heinrich und Franz schreiben einander immer noch. Als Franz von dem Metzger in New York fortging, konnte er keinen Platz mehr finden, hatte keine Kleider und kein Geld mehr und wollte zu der Frau Schürch. Die war aber schon gestorben. Aus lauter Elend ging er zu den Soldaten und musste in den Krieg gegen die Mormonen ziehen, um die Vielweiberei abzuschaffen. Er war sich aber reuig, dass er das getan hatte.

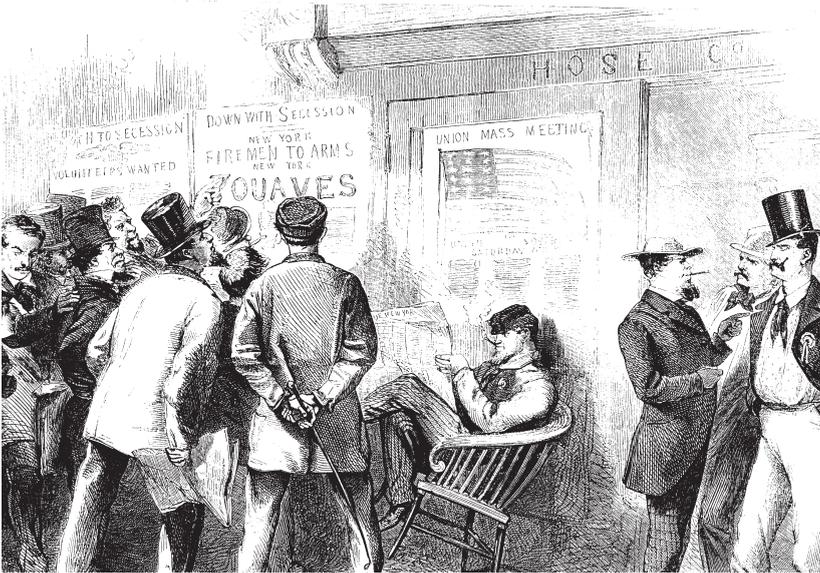
Heinrich hat sich gut gemacht, er ist ein feiner, braver, schöner Bursch. Er ist immer noch so still. Er hat schon lange davon geredet, dass er der Frau Krüsi das Zeugnis schicken will. Henri hat sich schon ziemlich viel erspart, wir wollen nichts von ihm, denn wenn er einen schönen Shop einrichten will, so braucht er es. Kundschaft bekommt er genug, alle Leute mögen ihn. Gegenwärtig ist er bei einem Barber, er hat bei der schlechten Zeit 7 Taler die Woche, essen tut er bei uns. Mit Gottlieb ist es ganz anders. Das erste Jahr war er in der Reformschule, es ist ein gutes Haus für diejenigen, die nicht folgen wollen. Er sollte beim Vater das Schreinerhandwerk lernen, will aber nicht. Seither hatten wir ihn auf vielen Plätzen, er tut aber nirgends gut. Wir haben eine wahre Last mit ihm, er ist gross und stark aber faul. Er denkt nicht, dass der Vater schaffen muss, um ihn zu füttern. Ich weiss nicht, was noch aus ihm werden soll. Wir haben unser Bestes getan, an uns fehlt es nicht. Wenn schon mein Mann nur sein Stiefvater ist, besser könnte er gar nicht sein. Wenn ich vorher all dies gewusst hätte, so hätte ich viel weniger Kummer und Verdross gehabt, wenn der Bub in Burgdorf geblieben wäre.

Jakob Schöni hat gewiss nichts Schlechtes von uns sagen können, doch hat man geschwind etwas gelogen. Von Schöni denke ich es zwar nicht, denn er war sehr brav bei uns. Hingegen unsere Verwandten Sigmund Stalder und Johannes Vonmoos, der Bruder meines Mannes, waren uns gefährlich, beide wollten uns ausfressen, als sie ins Land kamen.

Wegen ihnen zogen wir von Pittsburg fort. Der Bruder meines Mannes schaffte eine Zeitlang bei uns an einem Hause, das mein Mann übernommen hatte, er machte den Schurken dabei, und Sigmund Stalder tat auch



Das von Henriette verwendete Briefpapier zeigt die Stadt Cleveland.



Ausbruch des Sezessionskrieges.

sein Bestes. Dies ist immer der Dank, wenn man die Leute aufgenommen und gefüttert hat. Sigmund und Johannes Vonmoos haben unser ganzes Eigentum gestohlen. Doch Gott sei Dank haben wir wieder ein schönes Haus und sind gut eingerichtet. Sigmunds Frau kann jetzt ein wenig Deutsch, er hat 2 Kinder. Er hat eine brave Frau, sie ging noch lange in die Fabrik, bis sie ein Kind hatte. Es ähnelt dem Marie Dysli sehr. Letzten Sommer war ich auf Besuch in Pittsburg. Die ehemalige Frau Ris wohnt auch im Allegheny, die Mannschaft in einer Rollmühle.

Ich denke, Sie werden uns das Geld gleich schicken. Eine Lebensbescheinigung von einem Gewährsmann kostet 5 Taler, gegenwärtig wo man froh ist, wann man nur sein Leben machen kann. Eine Lebensbescheinigung nützt auch gar nichts, auch wenn die Herren von Burgdorf es nicht glauben, denn der Gewährsmann kann sie auch anlügen.

Hier hat es den ganzen Sommer fast nichts geregnet, die Heuschrecken fressen alles ab, und hie und da hat sich die Cholera gezeigt, eins kommt zum andern, auch der wüste Bürgerkrieg. Am Anfang bekamen sie Freiwillige genug für 3 Monate. Weil sie aber nicht ehrlich bezahlen wollten, will niemand mehr gehen. Die Zahl der Toten wollen die Nördlichen gar nicht angeben, so viele haben sie schon verloren. 500'000 Mann wurden vom Norden ausgezogen, 1000 Millionen Dollar sind erforderlich, um den Krieg zu beenden. Sie ziehen Soldaten vom 21. bis 45. Lebensjahr aus. Wer für Familie zu sorgen hat, dem erbarme sich Gott. Denn auf die Regierung kann man sich nicht stützen. Die hat kein Geld. Da gibt es Schulden über Schulden. Am Anfang gaben sie den Familien 2 Dollar die Woche, aber der Krieg dauert schon zu lange. Das Geld, das dafür bewilligt wurde, ist aufgezehrt. Ich bin immer in Angst, der Henri müsse gehen. Der Gottlieb ist noch zu jung, ihn könnte man nicht dazu bringen. Er fürchtet auch das Feuer, er könnte totgeschossen werden. Mein Mann ist schon über dem Alter, aber doch noch rüstig und gesund für seine Jahre. Sigmund war 3 Monate im Dienst bei den Zuaven, Johann Vonmoos bei einer Rifle-Kompagnie als Sappeur von Allegheny. Ersterer war froh, heimzukommen. Die im South haben mehr Geld als die Nördlichen, sie sollen die Gefangenen sehr gut behandeln.

Geehrte Herren, seid so gut und vergesst nicht, mir das Geld zu schicken, denn mein Mann hat mehr als genug für meine Buben getan. Ich muss Sie auch noch daran erinnern – Sie dürfen aber nicht böse werden – dass das bisschen Vermögen, welches es noch in der Ersparniskasse hatte, von Gott und Rechts wegen mir gehört. Herr Dür versprach es mir, als ich

von Burgdorf weg ging. Als ich die erste Nacht im Roten Ochsen übernachtete, erschien es mir noch. Damals konnte ich noch zurückkehren, aber jetzt ist es zu weit. Ich muss mich nur auf Ihre Güte und Gerechtigkeit verlassen, dass Sie Ihre milde Hand auf tun, geehrte Herren. Wir wissen es ja wohl, dass wir von unserem Vater nichts hatten, dass er alles den Hals hinunterjagte, aber dass Sie jetzt das bisschen Vermögen von meiner Schwester Süsette auch noch hinterhalten wollen, das wäre vor Gott und der Welt nicht recht. Herr Haas schickte uns mit dem letzten Brief eine Kostenberechnung über Verpflegung im Spital und Begräbniskosten, soviel ich daraus ersehe. Dafür will er das kleine Vermögen behalten. Aber meine Schwester war ja nicht mehr als einen Monat im Spital, ich wartete ihr ja ab. Und gerade nach meiner Abreise starb sie.

Ein Mensch, der auf der Strasse liegen bleibt, wird versorgt. Aber meine Schwester selig musste liegen bleiben an der Wassersucht und wäre bald verfroren im Waschhaus auf der Allmend. Die Tante Fankhauser hat Herrn Haas öfters sagen lassen, er sollte sie ins Spital nehmen. Er wollte aber nicht, bis sie halb tot war. Es sind viele im Spital, die Vermögen gehabt haben und jetzt nichts mehr haben. Die Gemeinde Burgdorf musste sie trotzdem versorgen. Und mir will Herr Haas die paar Taler von meiner Schwester zurückhalten, ja sogar für die 30 Dollar, welche die Gemeinde bewilligt hat, soll ich eine Lebensbescheinigung und Zeugnis schicken. Er schreibt mir auch, dass ich zu keinen Zeiten mehr Anrecht auf burgerliche Ansprüche habe. Jetzt kommt es mir erst in den Sinn, warum Herr Haas mit aller Gewalt den Kopulationsschein von uns wollte. Geehrte Herren, Sie müssen nicht glauben, dass weder ich noch meine Söhne nach Burgdorf zurückkommen werden. Wenn der Krieg vorbei ist, wird es auch wieder besser werden.

Sie freundlich grüssend verbleibe ich Ihre ergebene

Henriette Vonmoos geborene Fankhauser.

Wir lassen die Verwandten alle grüssen, ich denke, mein Vater wird gestorben sein. Was macht die Tante Fankhauser, ist Herr Gammeter auch wieder zurück von New York? Ich hätte gerne eine Ansicht von der Stadt Burgdorf. Die Adresse ist: Jakob Vonmoos in Cleveland, Staat Ohio, Nordamerika.

Ich wusste nicht, an wen ich den Brief adressieren sollte, und ob Herr Haas noch Spitalverwalter ist, innert 10 Jahren hat sich vieles verändert.

Cleveland, den 24. Wintermonat 1862

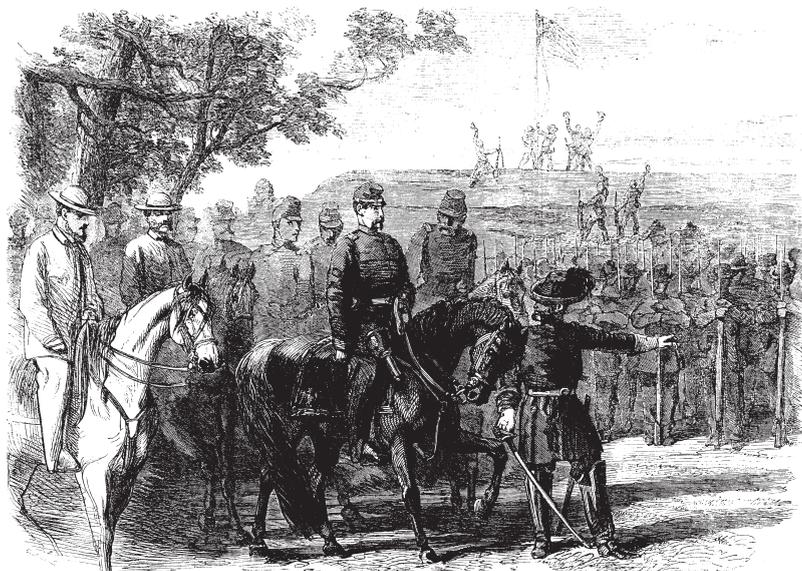
Geehrte Herren vom Bürgerrat.

Die Zeit und Umstände zwingen mich, an Sie geehrte Herren zu schreiben. Sie werden wohl wissen, wie lange schon die Menschenschlächterei dauert. Es wird nicht aufhören, bis die armen Soldaten alle tot sind. Es wird ein Waffenstillstand für 3 Monate geschlossen werden, und dann soll der Krieg ein Ende nehmen, aber der Norden will nicht abgeben, und der Süden behauptet sein Recht. Auf allem was aus dem Süden kommt, ist ein so furchtbarer Zoll, dass man es beinahe nicht mehr kaufen kann. Der Kaffee war nie mehr als 12 Cents und jetzt kostet er 40 Cents. Man muss jetzt mit einer Suppe vorlieb nehmen. Und wenn man mit einer Dollarnote in den Store geht, wollen sie nicht wechseln, ohne dass man für einen halben Dollar etwas nimmt, und das ist böse für arme Leute. Und dann bekommt man nichts als Poststamps – dies ist unser kleines Geld – und wenn es ein wenig schmutzig ist, so kann man es nicht mehr brauchen, und dazu brechen noch immer die Banken zusammen.

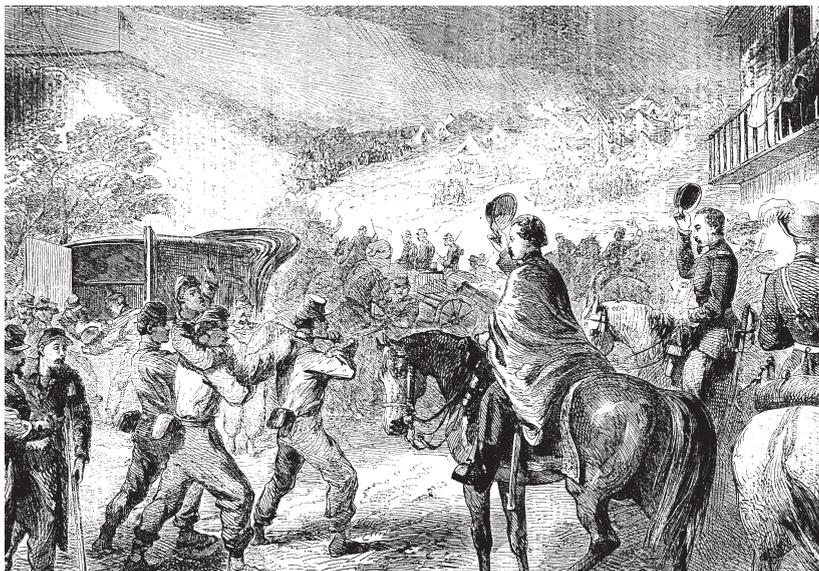
Meine Söhne sind auch im Krieg, sie sind unter der Kavallerie in M'Clrellans Armee. Heinrich hat bei Williamsburg 2 Schüsse bekommen, einen in die Nase und einen in die rechte Schulter. Er meinte noch, er sei froh, dass er so gut davongekommen sei. Gegenwärtig ist er in Meiland. Sie werden ihr Winterquartier in Washington aufschlagen, das strenge Reiten konnte er fast nicht aushalten.

Mein Mann hat das gleiche Schicksal, er ist unter dem 103. Ohio Regiment. Ihm geht es noch härter, weil er viel älter ist als meine Söhne. Ich schicke ihnen, was ich kann. Jede Woche bekomme ich ein bis drei Briefe von ihnen. Sogar Stiefel muss man ihnen schicken, denn viele von der Armee haben keine Schuhe, und warme Unterkleider, denn im South wird es auch kalt im Winter, besonders weil sie auf dem feuchten Boden unter den Leinwandzelten schlafen müssen.

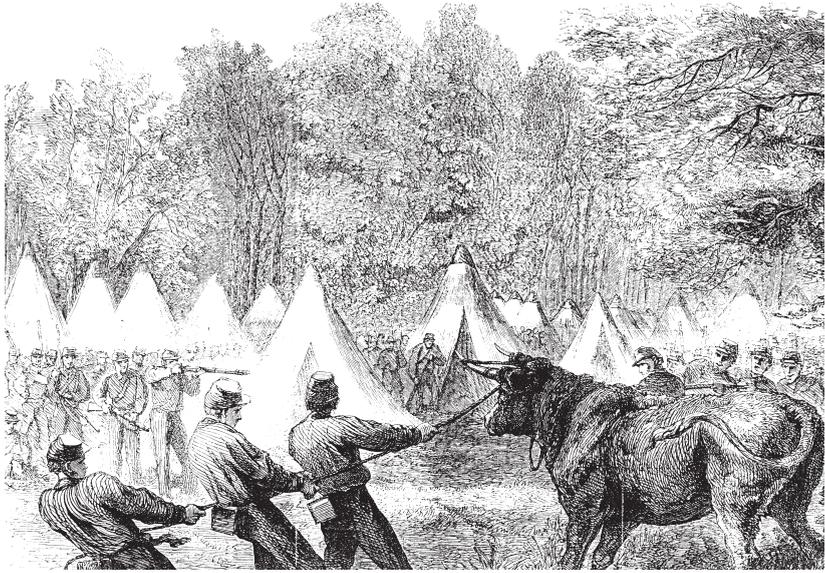
Ich bin nun ganz alleine, ich fühle jetzt erst, was das ist, wenn man so verlassen ist, ich weine mich fast zu Tode. Ich habe eine furchtbare Sehnsucht nach Burgdorf, und heim will ich, bevor ich sterbe. Meine Söhne und mein Mann wollen auch gehen, wenn sie mit Gottes Hilfe mit dem Leben davonkommen. Es muss doch einmal eine Entscheidung geben, ob die Union zerstört wird oder aufrecht erhalten bleibt. Wer will die Schulden alle bezahlen, die der Präsident macht. Er macht Unionisten-Noten und bezahlt damit die Soldaten. Und wenn er vom Platz kommt, so sind die



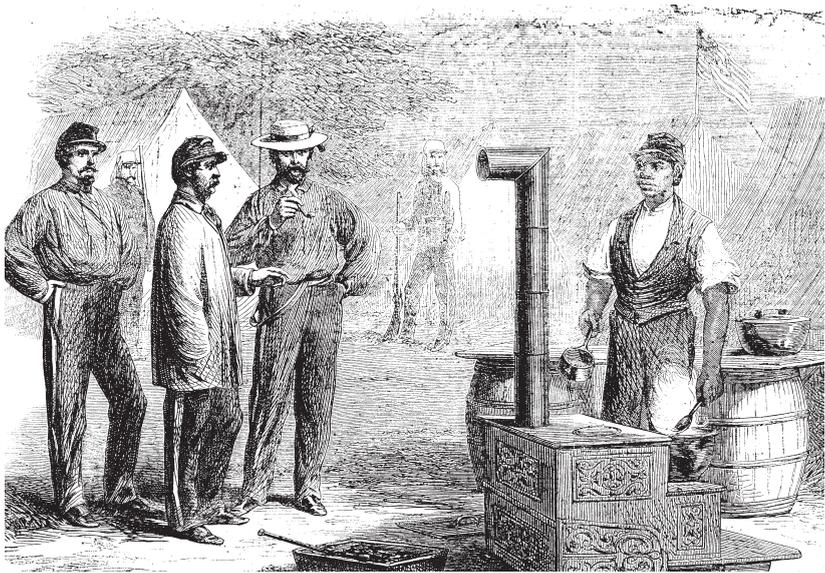
General M'Clellan, Führer der Nordstaaten-Armee.



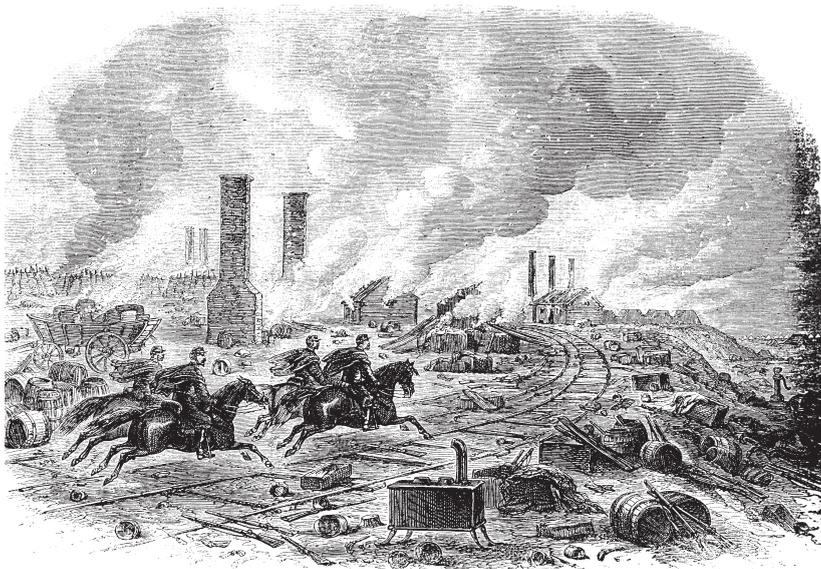
Verwundete im Lager der Unions-Truppen.



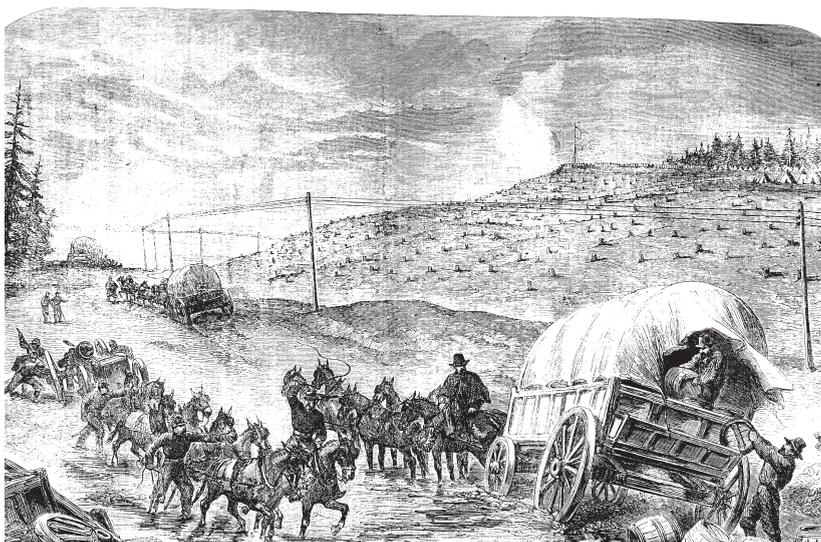
Nahrungsbeschaffung für die Soldaten.



Feldküche eines Nordstaaten-Regimentes.



Kavallerie-Späher in einem verlassenen Munitionsdepot der Confoederierten.



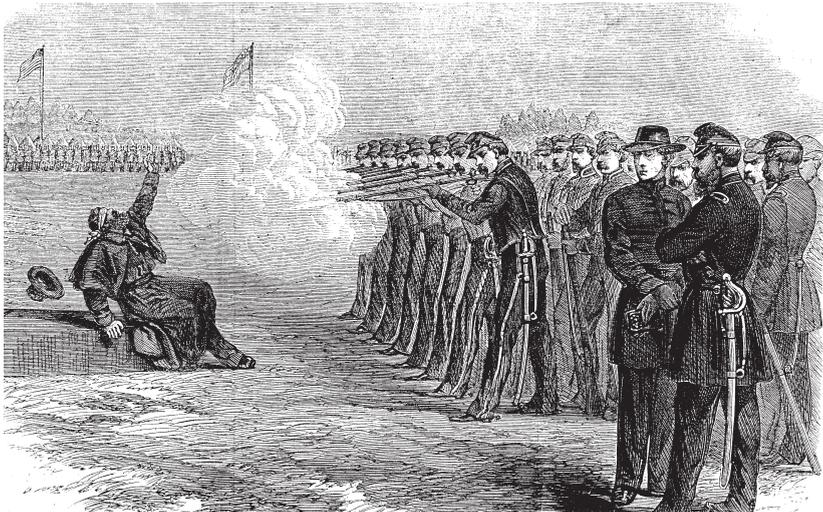
Schwierige Transporte am Potomac River bei Washington.

Noten nicht einen Cent mehr wert. Und so möchte ich Sie geehrte Herren bitten, dass Sie Ihre milde Hand auf tun und mir die kleine Erbschaft von meiner Schwester Susanne zukommen lassen. Von den 60 Talern, die den Knaben als Reisegeld bewilligt wurden, hat Herr Haas mir erst 30 Taler geschickt, und 30 Taler gehören uns noch dazu. Ich denke, die 2 Jahre, nach denen sie uns Herr Haas versprochen hatte zu schicken, sind schon lange verflossen. Ich denke, wir werden das gleiche Recht haben, wie die andern Bürger. Die Knaben erhielten nie so viel wie die andern, und Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich Sie daran erinnere, uns das Geld zu schicken.

Geehrte Herren vom Bürgerrat, Sie tun einen grossen Gotteslohn, denn wir sind bedürftig in dieser Zeit. Wir kommen bis nächstes Frühjahr wieder heim, denn in Amerika kann man nicht mehr leben, es ist keine Möglichkeit mehr. Nebst freundlichem Gruss verbleibe ich Ihre dankbare

Henriette Vonmoos geborene Fankhauser.

Ich denke, Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen, ich werde Ihnen auf den Knien danken. Die Adresse ist: Henriette Vonmoos in Cleveland, Staat Ohio, Nordamerika, oder Jakob Vonmoos, aber die Briefe kommen alle auf meinen Namen, der Jakob ist in Kentucky.



Erschiessung eines Deserteurs.

Cleveland, den 31. Mai 1864

Gehrte Herren!

Ich fühle mich gedrungen, einmal an Sie, werte Herren, einen Brief zu schreiben. Die Not und der Kummer treiben mich dazu.

Mein Mann und meine Söhne haben mich verlassen, sie sind alle im Krieg. Ich habe keinen Menschen, der sich meiner annimmt. Von meinem Mann habe ich keine Kinder gehabt, und so stehe ich jetzt ganz verlassen da, ich weiss nicht, was ich tun soll. Ins Armenhaus gehe ich nicht, und wenn ich verhungern muss. Ich muss mich fast zu Tode schaffen, nur damit ich mein Leben fristen kann, und das in meinem Alter. Hier werden wohl die Familien unterstützt, aber es sind so viele, dass es doch nicht für alle reicht. Denn hier bei den Amerikanern heisst es «hilf dir selbst, es geht, wie es immer geht». Die Bedürftigsten bekommen nichts. Alle 14 Tage bekommt man von der Station, wo der Mann Land gepachtet hatte, sein Geld. Es kommt auf die Familiengrösse an, für jedes Kind ½ Dollar die Woche. Weil ich keine Kinder von meinem Mann habe, erhalte ich nur einen Dollar alle zwei Wochen. Das ist zu wenig bei der teuren Zeit. Alle Tage schlägt es auf, man ist nicht im Stande sich durchzubringen, wenn der Krieg nicht bald aufhört. Sie sollten das Elend sehen und die Tränen, wenn ein Vater oder Sohn erschossen wurde. Die vielen Krüppel, die entweder beide Arme oder Beine verloren haben, sie bekommen wohl ihre Pension von 8 Dollar im Monat, aber was ist das schon.

Ich bitte Sie geehrte Herren, tun Sie ein Werk der Barmherzigkeit. Sie haben schon vielen aus der Not geholfen, helfen Sie mir auch diesmal. Gott im Himmel wird es Ihnen lohnen, was Sie an mir getan haben. Ich will Ihnen auf den Knien dafür danken. Ich habe so Heimweh nach Burgdorf. Sie werden mich wohl wieder als Ihre Mitbürgerin aufnehmen, denn meine Heirat mit Jakob Vonmoos ist doch in Burgdorf nicht gültig. Ich habe so weit mit meinem Mann gut gelebt. Er war ein guter Bauschreiner. Die letzte Zeit hat er sich dem Trinken so ergeben, dass wir rückwärts wirtschafteten, und nun muss ich dafür leiden. Ich habe keinen Trost mehr von meinem Mann zu erwarten. Die Soldaten haben so schlecht zu essen, dass sie ihr Geld selbst brauchen, 13 Dollar jeden Monat. Ich habe ihnen schon manche Bags mit Lebensmitteln geschickt. Aber die Fracht ist so teuer, denn sie sind ganz im Süden bei den Rebellen. Jeden Tag findet eine Schlacht statt, ich denke nicht, dass sie mit

dem Leben davonkommen. Zwar leben sie noch alle, sie sind schon das zweite Jahr dabei und immer noch glücklich davongekommen. Jedesmal wenn eine Schlacht vorbei ist, kommen die Verwundeten und Toten in die Zeitung. Die Angst und den Kummer, die man da aussteht, können Sie sich nicht vorstellen. Heinrich ist schon die Nase abgeschossen worden, mehrere Wunden hat er in Brust und Bein, ist aber immer wieder kuriert worden. Sie sind bei der 6. Ohio Kavallerie der Regulären, aber mein Mann ist im 103. Regiment. Er war durchgebrannt. Er musste wieder zum Regiment zurück, sie zogen ihm für ein halbes Jahr den Lohn ab. Sonst werden die Deserteure gleich erschossen.

Die Soldaten werden schlecht behandelt. Jetzt wird das Los geworfen, von 18 bis auf 50 Jahre. Diejenigen, welche Geld haben, können sich einen Mann stellen, aber bald will niemand mehr gehen. Sie haben nichts mehr zu essen. Eine Tasse Kaffee kostet einen Dollar. Aber der Süden kann es noch länger aushalten als der Norden.

Man ist nicht mehr im Stande, Kleider zu kaufen. Kaffee habe ich schon lange keinen mehr getrunken. Man röstet jetzt Hafer und Weizen als Kaffee. Der Zucker, der sonst 10 Cents kostete, ist jetzt 30 Cents. Fleisch kann man keines mehr aufbringen, es ist kein Vieh mehr zum Schlachten da. Alles was noch da ist, kommt ins Camp, in die Lager. Dafür schlachten sie die armen Soldaten. Die müssen für die Union kämpfen und ihr Leben lassen, und die armen Weiber müssen am Hungertuch beissen.

Ich will lieber alle Tage nur Wasser und Brot haben und in Burgdorf sein, als noch länger in Amerika zu bleiben.

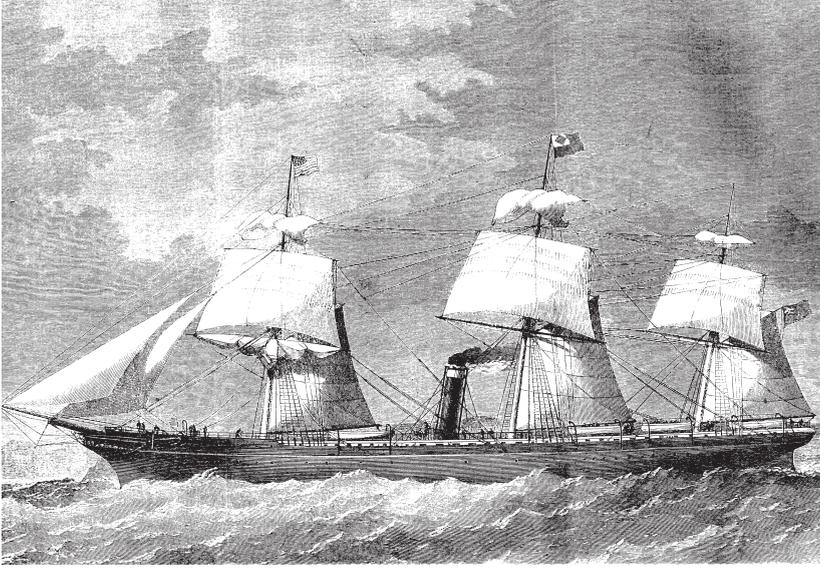
Ich habe jetzt 14 Jahre hier zugebracht, aber nicht gedacht, dass es noch so kommen werde.

Ich bitte Sie, werte Herren, erfüllen Sie meine Bitte, schicken Sie so viel Geld an einen vertrauten Mann oder an mich für Reisgeld. Es ist doch noch das Vermögen von meiner Schwester Susanna und die 30 Taler vom Gottlieb da.

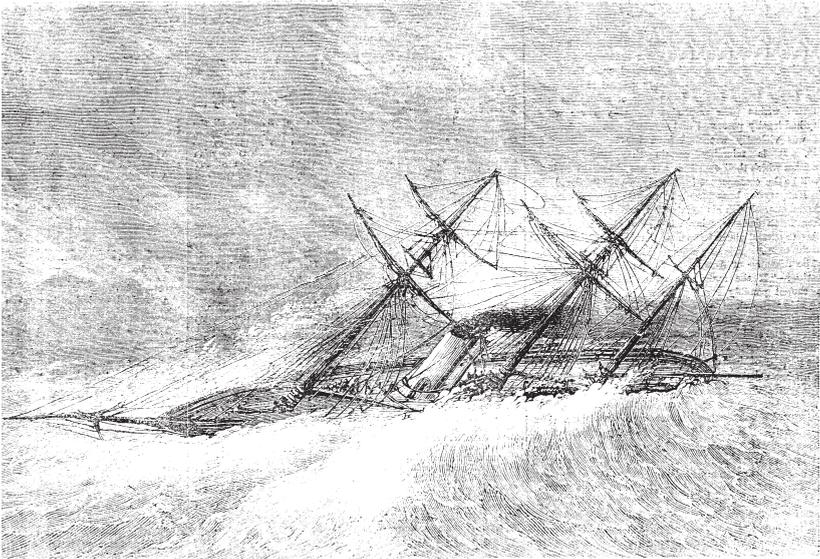
Schreiben Sie so geschwind als möglich. Aber ich weiss nicht, an wen ich den Brief schicken soll, der Herr Haas wird wohl gestorben sein.

Sie freundlich grüssend verbleibe ich Ihre ergebene

Henriette Fankhauser.



Atlantik-Dampfsegler in den 1860er Jahren.



Schiff in schwerem Sturm.

Luzern, den 31. Wintermonat 1866

Geehrter Herr Haas.

Ich bin nun Gott sei Dank in der Schweiz bei meines Mannes Bruder, der ist Verwalter in Luzern. Letzten Freitag kam ich nach Basel, ich besuchte die Frau Fäsch, und so vernahm ich, dass Sie noch gesund und wohl am Leben seien, was mich sehr herzlich freute. Sie waren mir immer im Herzen, denn ich wusste, dass Sie es immer gut mit mir meinten. Sie hatten sich immer meiner mit Rat und Tat angenommen. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, und so hoffe ich, dass sie auch jetzt etwas für mich tun. Ich bin alt geworden und bin alleine hier. So nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen nach Burgdorf, in der Hoffnung, Sie werden mich nicht verstossen und mir wieder ein Unterkommen anweisen. Ich bin noch stark und kann schaffen. Herr Vonmoos will mich nicht gehen lassen, sie sind sonst sehr gut gegen mich, aber es zieht mich an allen Haaren nach meiner Heimat.

Ich war krank, wir hatten eine harte Seereise. Ich glaubte nicht, dass wir mit dem Leben davonkämen. Wir waren von einer Sturzwelle verschlagen worden, so dass wir nichts Ganzes mehr auf dem Schiff hatten. 7 Matrosen gingen auf einmal in den Tod. Sie können sich die Freude nicht vorstellen, als wir endlich wieder Land sahen.

Mein Mann hat noch Schwestern in Reiden, Pfaffnau, Mehlsecken und Roggliswil.

Ich kann den Tag nicht bestimmen, an dem ich kommen werde. Ich denke, noch diese Woche, wenn sie mich gehen lassen.

Ich hatte 3 Wochen die Seekrankheit und konnte nichts mehr essen. Jetzt ist es mir wieder besser. Meine Kisten hatte ich in Bremen einem Spediteur übergeben. Es hätte zu viel gekostet, wenn ich es als Passagiergut mitgenommen hätte. Jetzt kommt es als Frachtgut. Wollen Sie so gut sein und nachsehen. Ich hatte es adressiert – 2 Kisten samt Bett – für Henriette Vonmoos in Burgdorf bei Jakob Fankhauser [Henriettes Vetter]. Ich wusste nicht, wo ich es hinschicken sollte. Wollen Sie so gut sein und es Jakob Fankhauser sagen, dass jemand nachsehen soll. Ich habe eine Bescheinigung dafür.

In der frohen Freude, Sie bald selbst zu sehen, Sie freundlich grüssend verbleibe ich

Ihre ergebene Henriette Vonmoos, geborene Fankhauser.

Burgdorf, 21. November 1866

Herr Burgerratspräsident,

Die Trägerin des beigeschlossenen Heimatscheines, Henriette Fankhauser, Samuels Tochter von Burgdorf, geb. 1819, ist letzter Tage aus Amerika, wo sie sich mehrere Jahre aufgehalten, zurückgekehrt. Nach ihren Angaben hat sie sich dort mit einem Jakob Vonmoos aus dem Kanton Luzern verheiratet; allein im hiesigen Kanton sind die Förmlichkeiten, welche in den Saz. 61, 79 . . . vorgesehen, niemals erfüllt worden, und die Fankhauser kann überdies die Glaubwürdigkeit ihrer Angaben nicht einmal durch irgendeinen Beleg nachweisen. Vorderhand ist also keine Rede, dass sie als Bürgerin des Kantons Luzern behandelt werden könne. Aber auch als Bürgerin der Vereinigten Staaten von Nordamerika kann sie dermal nicht angesehen werden, da ihr hiefür alle Ausweise abgehen, welche nach Art. IV des Vertrages vom 25. November 1850 und 7. Januar 1856 notwendig sind. Der hierseitigen Stelle bleibt somit nichts anderes übrig, als die Henriette Fankhauser für so lange als Bürgerin von Burgdorf zu behandeln, bis die Unrichtigkeit dieser Annahme nachgewiesen ist. Nun ist sie völlig subsistenzmittellos und sogar obdachlos, weshalb Ihnen dieselbe armenpolizeilich zuführen lasse.

Mit Hochschätzung,

Der Regierungsstatthalter: *Kummer*



In der Mitte rechts das Burgdorfer Burgerspital, an dessen Verwalter Henriettes Briefe gerichtet sind (Lithographie: C. Durheim, 1855).

Ansuchen
für
die Burgergemeinde Burgdorf, Cantons Bern (Schweiz)
an
Herrn *Rudolf Coradi, Consul der schweizerischen*
Eidgenossenschaft in Philadelphia, Nordamerika.

Hochgeehrter Herr!

Die Burgergemeinde Burgdorf, Cantons Bern, nimmt die Freiheit, Ihre gefällige Vermittlung in folgender Angelegenheit anzusprechen:

Im Jahr 1851 wanderte nach Nordamerika aus die ledige *Henriette Fankhauser*, Samuels und der Anna Barbara geborene Scheidegger Tochter, von Burgdorf, geboren im Jahr 1819. Sie hinterliess dahier zwei ausserehelich erzeugte Söhne, *Jakob Heinrich Fankhauser*, geboren 1841, und *Gottlieb Fankhauser*, geboren 1842.

Henriette Fankhauser begab sich nach *Latrobe*, im Staate Pennsylvanien, und verheiratete sich daselbst mit *Jakob Vonmoos*, Bauschreiner oder Bauunternehmer, ursprünglich Bürger des Cantons Luzern. Ein Pfarrer Waltburger, aus dem Canton Appenzell gebürtig, habe die Ehe eingesegnet.

Diese Nachricht ist einem Briefe der Frau Vonmoos entnommen, de dato 2. Juli 1855. In diesem Briefe wird auch bemerkt, Vonmoos habe bereits das amerikanische Bürgerrecht erworben.

Im Herbst 1855 zogen die beiden Söhne Jb. Heinrich u. Gottlieb Fankhauser zu ihrer Mutter, nunmehrige Frau Vonmoos, in Latrobe, und es gelangten briefliche Nachrichten hieher, dass diese Söhne in den ersten Tagen Novembers 1855 in Latrobe eingetroffen sind.

Kurze Zeit nachher zog die Familie Vonmoos nach *Pittsburg*. Ein Brief vom 8. Juli 1856 brachte die Nachricht nach Burgdorf.

Der Aufenthalt in Pittsburg scheint nicht viele Jahre gedauert zu haben, denn mit Brief vom 14. August 1861 meldete Frau Vonmoos, dass sie und ihre Familie nun in *Cleveland*, im Staate Ohio, wohne. Im Jahr 1862 kam die weitere Nachricht, dass sowohl Jakob Vonmoos als auch die beiden Söhne Jakob Heinrich und Gottlieb Fankhauser als Soldaten in die Unions-Armee eingetreten seien, und zwar Vonmoos in das 103. Ohio-Regiment und die beiden Söhne in das 6. reguläre Ohio-Cavallerie-Regiment in der Armee M'Clellans.

Aus diesen letzteren Nachrichten ist ebenfalls zu entnehmen, dass Vonmoos sowohl als die beiden Fankhauser und deren Mutter das amerikanische Bürgerrecht erworben haben müssen. Denn sonst würden die 3 Männer nicht verpflichtet gewesen sein, in die Landes-Armee einzutreten. Da aber über die wirklichen *Bürgerrechts-Verhältnisse* der genannten Personen *keinerlei amtliche Zeugnisse* vorliegen, die Bürgergemeinde Burgdorf indessen ein Interesse daran hat, sich darüber Gewissheit zu verschaffen, so erlaubt sie sich, an Sie, hochgeehrter Herr, das höfliche Ansuchen zu stellen, ihr die nötigen *amtlichen Urkunden darüber* zu verschaffen,

1. dass Henriette geborene Fankhauser sich mit Jakob Vonmoos *verehelicht* habe,
2. dass das *amerikanische Bürgerrecht* erworben haben:
 - a. *Jakob Vonmoos* nebst seiner Frau,
 - b. *Jak. Heinrich* und *Gottlieb Fankhauser*.

Die Gesuchstellerin hofft, es werden Ihnen die hievor mitgeteilten Nachrichten hinlänglich Material liefern, um die gewünschten amtlichen Atteste auswirken zu können.

Die Gesuchstellerin verpflichtet sich auch schon hier zu Bezahlung der Kosten, welche ihres Gesuches wegen entstehen mögen.

In der Erwartung Ihrer Berichte verharret mit Hochschätzung!

Burgdorf, den 12. Dezember 1866.

Im Namen der Bürgergemeinde Burgdorf:
Wynistorf, Fürsprecher.

[Schreiben legalisiert durch Regierungsstatthalteramt Burgdorf, Staatskanzlei des Kantons Bern und Schweizerische Bundeskanzlei in Bern.]

Eintrag in einem Burgerratsprotokoll von Burgdorf (1867): «*Der Bundesrat stellt fest, dass die unehelichen Söhne Fankhauser, Heinrich und Gottlieb, amerikanische Bürger sind.*»

Mit Freuden singen

Zu Jeremias Gotthelfs Verständnis der Volksmusik

Brigitte Bachmann-Geiser

Jeremias Gotthelf weiss Bescheid über das ländliche Leben der Emmentaler und Oberaargauer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er lässt sich über alle Gebiete der Volkskultur im bernischen Mittelland befragen und bleibt selten eine Antwort schuldig.

Die Idee, sein erzählerisches Werk und seine Briefe nach Mitteilungen über Volksmusik zu untersuchen, ist denn auch nicht neu. Bereits 1981 nahm Eduard Strübin den kurzen Briefwechsel von 1844 zwischen Friedrich von Tschudi und Albert Bitzios als Ausgangspunkt zu einem Aufsatz über die Volkslieder der Gotthelfzeit. Seine Angaben knüpfen an einen Beitrag von Eduard Hoffmann-Krayer an, der sich Gotthelf schon 1914 als volkskundlichen Informanten zunutze gemacht hatte. Der Aufsatz von 1981 versteht sich als Ergänzung zu jenem von 1914, denn in der Zwischenzeit, von 1911–1977, konnte die historisch-kritische Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken, den Briefen, Predigten und Reden erscheinen.

Im vorliegenden, um übergangene Volkslieder erweiterten Beitrag sollen nun auch Zitate zum Tanzen, Musizieren und zu Lärmbräuchen angeführt und interpretiert werden.

Im 18. Ergänzungsband von 1977 sind die fürs deutschschweizerische Volkslied des 19. Jahrhunderts so aufschlussreichen Briefe, die Friedrich von Tschudi aus Lichtensteig im Toggenburg und sein Amtskollege in Lützelflüh von August bis Dezember 1844 miteinander gewechselt hatten, abgedruckt (Erg. Bd. 18, 1977, 80 ff.). Von Tschudi plante, die «Sammlung von Schweizer = Kühreihen und Volksliedern», die 1826 in vierter Auflage publiziert worden war, und die «Eidgenössische Liederchronik» von Ernst Ludwig Rochholz, Bern 1835, in einer *ausgedehnten Sammlung schweizerischer Volkslieder, von den ältesten Kriegs- und Heldengesängen der Eidgenossenschaft bis in die Gegenwart*, zu vervollständigen (Strübin 1981, 2 f.).

Am 20. August 1844 bittet von Tschudi den Schriftsteller, *mit Hand anzulegen an das volkstümliche Werk* (Erg. Bd. 18, 1977, 20). Albert Bitzcius rät am 30. August 1844, seinen Amtsbruder in Burgdorf, Gottlieb Jakob Kuhn, um Hilfe anzugehen. Zur Begründung seiner Absage bezeichnet sich der Pfarrer von Lützelflüh als einen, *dem das Ohr für Musik verschlossen* sei. Als Beweis seiner mangelnden Musikkenntnis gesteht er, bloss fünf Volkslieder zu kennen, nämlich: «*Ich stund auf hohem Berge*», «*Heinrich schief bei seiner Neuvermählten*», «*Im Ärgäu sy zweu Liebi*», «*Simelberg*», «*Wie wohl ists em Meitschi, wenns ledig ist*» (Erg. 18, 1977, 81). Gotthelfs Romane und Erzählungen rezipieren aber nicht nur vier Lieder dieser Liste, sondern noch weitere. Und in einem Brief vom 1. Dezember 1849 an seine Cousine Emilie Graf verspricht Albert Bitzcius: *Wenn Sie wieder zu uns kommen, wollen wir mit Freuden singen (...), so lange und*

57. Ronon.

Nicht zu schnell.

Arm und klein ist mei=ne Hüt=te, doch ein Sitz der
 Grö=lich=keit woh=ne nur in un=ser Mit=te,
 in=ni=ge Zu=frie=den=heit, häus=liche Ge=
 nüg=sam=keit, in=ni=ge Zu=frie=den=heit.

Abb. 1 Das von Jeremias Gotthelf 1849 erwähnte Kinderlied «Arm und klein ist meine Hütte» liess sich finden in «Ausgewählte Kinderlieder für Schule und Haus», Bern 1854, 58.

so schön Sie nur immer wollen. Die stillen Sänger in Lützelflüh, der Dichter und seine Angehörigen, verfügen denn auch über ein hübsches Repertoire: «Guter Mond du gehst so stille», «Es kann ja nicht Alles so bleiben», «Arm und klein ist meine Hütte» (Abb. 1) und «Das waren mir selige Tage» (Erg. Bd. 7, 1951, 260 f.).

Jeremias Gotthelf, der von sich behauptete, er habe *steinerne Ohren*, beweist auch im Roman «Geld und Geist» das Gegenteil. Denn er fragt hellhörig: *Wer hat nicht schon den Unterschied bemerkt, der im Klang der Glocken liegt, es gefühlt, wie verschiedene Empfindungen sie erregen im menschlichen Gemüte?*

Ernst und hoch, wie vom Himmel her, erklingen sie, wenn sie den Menschen rufen in Gottes Haus. (...) Dumpf tönt die Totenglocke, von weitem her wird es einem, als höre man auf den Sarg die Erde prasseln, als versinke man in ein dunkles Gewölbe und höre immer ferner und ferner des Lebens Klang («Geld und Geist», Bd. 7, 1911, 127).

Als wichtigste, in Kirche, Schule und Haus gepflegte Musik galt im Emmental des frühen 19. Jahrhunderts noch immer das Psalmensingen. Man sang die Psalmen aus dem *Lobwasser*, von 1573, der deutschen Psalmübersetzung von Ambrosius Lobwasser in den vierstimmigen Choralsätzen von Claude Goudimel. Dieses verbreitetste geistliche Gesangbuch der deutschsprachigen Schweiz war bis ins frühe 19. Jahrhundert immer wieder neu aufgelegt worden. In der Erzählung «Der Sonntag des Grossvaters» (im Almanach «Alpenrosen» 1852 erstmals gedruckt) findet dieses Psalmensingen durch Schülerinnen der Unterstufe eine anmutige Darstellung. Die kleinen Enkelinnen singen dem geliebten Kranken den 25. Psalm vor, während sie vom 65. erst *zwei Gsatz* auswendig aufsagen können. *Der Schulmeister hat gesagt, wir wollten ihn lernen. Über acht Tage können wir ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir singen*, verkündet das eine der beiden Mädchen («Der Sonntag des Grossvaters», Bd. 21, 1927, 129).

Offenbar wurden in den damaligen Volksschulen Text und Melodie eines Liedes nicht gleichzeitig, sondern nacheinander, vorerst der Text und dann erst die Melodie, gelernt. Schulmeister Peter Käser beschreibt die früher übliche reproduzierende Unterrichtsmethode: *Die Kinder lernten ganze Fuder auswendig, die Fragen, Gellert, Psalmen, Historinen und sogar ganze Kapitel aus dem Neuen Testament* («Leiden und Freuden eines Schulmeisters» I, Bd. 2, 1921, 180, erstmals 1838 in Bern erschienen). *Hatten wir uns sturm katechisiert, so ging es ans Singen, vom Psalmensingen*

bis zum Figuralgesang, in welchem zu üben wir den Gellert hatten. Da lernten wir die verschiedenen Kreuze kennen und die Noten teilen in halbe, Viertel- und Achtelnoten, lernten die Taktschläge, den Seitenschlag, den Brustschlag (...), lernten singen, dass die Fenster klirrten («Leiden und Freuden eines Schulmeisters», I, Bd. 2, 1921, 149).

G e i s t l i c h e
D e n u n d L i e d e r

v o n

G. J. G e l l e r t.

Mit ganz neuen Melodien zu drey bis vier Singstimmen, nebst einer Clavierparthie
mit dem Violinschlüssel und beygefügetem Generalbasse.

In Musik gesetzt

v o n

N i k l a u s K ä s e r m a n n,

öffentlichem Lehrer der Tonkunst und Cantor an der Hauptkirche zu Bern.

Bern, bey Ludwig Rudolf Waltherd.

1 8 0 4.

Abb. 2 Im Kanton Bern sang man die Gellert-Lieder vor allem nach den Kompositionen von Niklaus Käsermann (1755–1808) aus Jegenstorf, dem Kantor am Berner Münster.

Wurden die Psalmen einstimmig oder homophon, in rhythmisch gleich fortschreitenden Akkorden, gesungen, lagen neuere geistliche Lieder als mehrstimmig gearbeiteter Figuralgesang mit kontrapunktischen Figuren in selbständigen Melodien und Rhythmen vor. Mit dem Zweck, den kirchlichen Gemeindegesang zu unterstützen, wurden die Kinder im Singen unterrichtet. Anstelle eines Schulgesangbuchs diente neben den Psalmen der *Gellert*, «Geistliche Oden und Lieder» von Christian Fürchtegott Gellert. Diese Sammlung pietistischer Gedichte von 1757 war von mehreren Komponisten der Vorklassik – unter ihnen Carl Philipp Emanuel Bach und der Zürcher Johann Heinrich Egli – und 1803 von Joseph Haydn und Ludwig van Beethoven vertont worden. Im Emmental aber waren zu Gotthelfs Lebzeiten wahrscheinlich bloss die *Gellert-Lieder*, die Niklaus Käsermann (1755–1808) aus Jegenstorf, der Kantor am Berner Münster, 1804 veröffentlicht hatte, gebräuchlich (Abb. 2).

Diese *Gellert-Lieder* dienten neben dem Singunterricht vor allem der Hausmusik, wie es die Gotthelf-Erzählung «Der Besuch auf dem Lande» (1846 in den «Elsässischen Neujahrsblättern» erstmals erschienen) veranschaulicht. Während Anne Bäbeli, die stillere von zwei Bauerntöchtern, recht anmutig singen kann *Herz, mys Herz, warum so trurig; Ha amene Ort es Blümeli gseh* und *Heinrich schließ bei seiner Neuvermählten* («Der Besuch auf dem Lande», Bd. 19, 1920, 20), schildert Jakobli, der stadtbernische Bürgersohn, wie man an Sommerabenden *auf dem Läubli sitze*, wintersüber aber musiziere: *In den kurzen Tagen essen wir um sechs Uhr zu Nacht und machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellert-Lieder, die älteste Schwester macht auf dem Klavier, ich klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel* («Der Besuch auf dem Lande», Bd. 19, 1920, 37). Dass ein der Musik Unkundiger den Triangel schlägt, bestätigen ikonographische Zeugnisse auf appenzellischen Bauernmöbeln aus dem frühen 19. Jahrhundert (Abb. 3). Das Triangelspiel musikalisch ungeschulter Männer lässt sich in der traditionellen Musik in Uri und im Val d'Illeiz VS noch heute beobachten (Bachmann-Geiser 1981, Taf. 4a).

Das berndeutsche Kunstlied «Schwytzer Heiweh», 1812 von Johann Rudolf Wyss d. J. und Friedrich Meissner geschaffen, erwähnt Gotthelf nicht nur in der Erzählung «Der Besuch auf dem Lande». Er erinnert auch in der Erzählung «Der Besuch» (Erstdruck im Almanach Alpenrosen, 1853) an die bekannte Moll-Melodie, um damit die Gemütsstimmung einer jungen Bäuerin zu schildern.



Abb. 3 Der linke Flügel einer Appenzeller Hausorgel aus Schwellbrunn von 1811 veranschaulicht eine dem literarischen Zeugnis Gotthelfs ähnliche Hausmusik mit einem eines andern Instruments offenbar unkundigen kleinen Mädchen am Triangel (Foto: Schweiz. Landesmuseum Zürich).

Anstelle einer Beschreibung des heimwehkranken Stüdi zitiert der Dichter die erste sowie einzelne Verszeilen aus der zweiten, dritten und neunten Strophe des Söldnerlieds: *Herz, mys Herz, warum so trurig, was soll all das Ach und Weh? 's isch doch schön im fremden Lande, Herz, mys Herz, was witt no meh? Was mr fehlt? Es fehlt mr alles, bi so gar verlassene hie, möcht zum Ätti, möcht zum Müetti, ha nid Lust und ha nid Fride, bis i mym Dörfli bi* («Der Besuch», Bd. 22, 1921, 377).

«Ha amene Ort es Blüemli gseh», ein Lied, dessen Strophen und Melodie erstmals 1806 in «Volkslieder und Gedichte» von Gottlieb Jakob Kuhn abgedruckt worden waren (Abb. 4), kommt ausser an der erwähnten noch an zwei Stellen vor.

Am Schluss des Romans «Der Bauernspiegel» (1837 bei Carl Langlois in Burgdorf publiziert) vertieft sich die einfache Melodie zu einem innigen Trauerlied des zurückgebliebenen Liebenden. Dem Verdingbuben Mias war in jungen Mannesjahren endlich ein kurzes Glück beschieden. Aber Anneli musste im Kindsbett verbluten. Todessehnsüchtig berichtet der

Es Lied vo mym Blüemli.

Abb. 4 Das bekannte bernische Volkslied «Ha amene Ort es Blüemli gseh» wurde von Gottlieb Jakob Kuhn (1775–1849) gedichtet und vertont.

Ich-Erzähler: *Mein Anneli kam mir immer vor die Augen, und ich musste singen und wieder singen: 'O Blümeli my, o Blümeli my, chönnt i bald by dir sy'.* («Der Bauernspiegel», Bd. 1, 1921, 377)

Auch im Roman «Die Käserei in der Vehfreude» von 1850 wird das Volkslied «Mein Blümchen» zum Ausdruck einer tiefen Liebe, einer Liebe bis in den Tod. In einer Stimmung menschenmöglichen Glücks wünscht sich Felix:

Wenn er nur sein Fraueli behalte, so lange er lebe, denn wenn er einstens sterben müsse, möchte er noch gerne sagen: 'Änneli gi mr es Müntschi und wenn i gstorbe bi, so drück mr dOuge zue'. Felix' Lieblingssätzchen, wenn ihn das Singen ankam, blieb:

*'Und wenn i einisch gstorbe bi
U ds Blümeli o verdirbt,
Su tut mr de mys Blümeli
Zu mir is Grab, i bitte di!
O Blümeli my, o Blümeli my,
I möcht geng by dr sy.'*

(«Käserei in der Vehfreude», Bd. 12, 1922, 489)

Und in grosser Verliebtheit gesteht Schulmeister Peter Käser: *Ich hätte dem Meitschi alles anhängen können, was ich gehabt, und alle Tage musste es mir abwehren (...), wir würden das Geld sonst noch brauchen. Dann sang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:*

*'My Schatz, we du de zMärit tuesch ga,
Su krämerle nit geng soviel!
We du de dys Gütli verkrämerlet hesch,
Was soll i de mache mit dir?'*

(«Leiden und Freuden eines Schulmeisters» II, Bd. 3, 1921. 68; 1839 in Bern erschienen)

Der Volksliedforscher kennt dieses Liebesliedchen unter dem Titel «*Mys Lieb, we du zur Chilche tuesch ga*». Es erschien in den Kühreihensammlungen von 1812, 1818 und 1826 mit verschiedenen Klavierbegleitungen vorerst von Franz Xaver Schnyder von Wartensee, später von Ferdinand Fürchtegott Huber. Gottlieb Jakob Kuhn hatte den Text dieses traditionellen Liedchens aber bereits während seiner Vikariatszeit in Sigriswil am Thunersee notiert und 1802 im «*Sammelheft*» publiziert. 1790 hatte der deutsche Reiseschriftsteller Karl Spazier neben diesem Scherzliedchen (mit einer andern Melodie) auch das «Lied der Guggisberger», das Gotthelf als *Simeliberg* vertraut war, veröffentlicht (Spazier 1790, 340 f. und Anhang).

Der Kilter.

Hoscho Eisi

Hoscho Eisi, la mi yne; Es macht nüssi grüüsst halt, Zug wie d'Sterne heiter schone, O hörst du, d's Huri schreit im Wald.

Eisi

Bengi gang mer ab der Buge; Los! der Kinggi beller scho. We mer jetz nit gleit schwage, Ehöntis d's Müeti drüber cho.

Abb. 5 Gottlieb Jakob Kuhn hatte obszöne Kilterlieder aufgegriffen und veredelt weitergegeben. Er hat aber auch ein Kilterlied gedichtet und vertont. Das zum Volkslied gewordene «*Hoscho Eisi, la mi ine*» erschien zuerst in: Gottlieb Jakob Kuhn: *Volkslieder und Gedichte*, Bern 1806 und wurde unverändert übernommen in die «*Sammlung von Schweizer = Kühreihen und alten Volksliedern*», Bern 1812, woraus unsere Abbildung stammt. Jeremias Gotthelf schien dieses «*Kunstlied im Volkston*» zu kennen. Er erwähnt es als Volkslied im Roman «*Herr Esau*».

Auch die Ballade «*Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten*» zählte zu Gotthelfs Repertoire. Diese deutsche Schauermär, die einen treulosen Liebhaber rügt, legt der Dichter ebenfalls dem Bauernmädchen Anne Bäbeli in den Mund. Wenn es dieses Lied sang, *so ward Anne Bäbelis Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wusste selbst nicht, wie ihm ward* («*Der Besuch auf dem Lande*», Bd. 19, 1920, 20). Die 1779 erstmals gedruckte Ballade von Friedrich August Kazner aus Stuttgart wurde von Otto von Greyerz ins fünfte Heft der Liedersammlung «*Im Röseli-garte*» von 1912 aufgenommen (Abb. 6), weil *es als Beitrag zur Charakteristik des Volksgeschmacks nicht fehlen durfte* (von Greyerz 1912, 79). Dass in den Berner Bauernhäusern nicht nur Mundartlieder gesungen wurden, beweist eine weitere Ballade: «*Ich stund auf hohem Berge*», die sich unter dem Titel «*Das Lied vom jungen Grafen*» 1778 im ersten Teil von Herders «*Volksliedern*» nachweisen lässt (Nr. 1). Johann Rudolf Wyss d. J. nahm dieses beliebte Lied, das auch Gotthelf kannte, 1818 und 1826 in die «*Sammlung von Schweizer = Kühreihen und Volksliedern*» auf.



Heinrich schlief bei seiner Neudermählten



 Hein - rich schlief bei sei - ner Neu - ver - mähl - ten, ei - ner



 rei - chen Er - bin an dem Rhein. Schlan - gen - biss - se, die den Fal - schen



 quäl - ten, lie - ßen ihn nicht ru - hig schla - fen ein.

Abb. 6 Ein in der deutschsprachigen Schweiz sehr beliebtes «Küchenlied». Aus: «Im Röseligarte», 5. Heft, Bern 1912.

In der dritten und vierten Auflage der Kühreihensammlung figuriert ein weiteres der Gotthelf-Lieder: «Im Ärgäu sy zweu Liebi». Es wird auch von Elisi, der hoffärtigen Tochter des Glunggenbauers gesungen. Mit ihren selbstbewussten Schilderungen versucht sie, dem gutmütigen Knecht Uli Eindruck zu machen:

Wenn es albets sys Gitararli an einem rot und schwarzen Bändel umgehängt habe und vor dem Hause auf und ab spaziert sei und schöne Lieder gespielt und gesungen habe, zum Beispiel 'Im Ärgäu sy zwöi Liebi, und die händ enandere gern' oder 'Üsi Chatz und ds Herre Chatz hey enandere bisse', so seien ganze Kuppel Weltsch um es gestanden und hätten ihm flattiert («Uli der Knecht», Bd. 4, 1921, 232; Erstdruck 1847) (Abb. 7).

Fertigkeit im Gitarren- oder Klavierspiel und in der französischen Sprache gehörte im 19. Jahrhundert für betuchte Bauerntöchter zum guten Ton. Das Klavier hatte um 1830 die Hausorgel als bäuerliches Hausinstrument abgelöst. Schulmeister Peter Käser, der vergeblich versuchte, seine Hausorgel zu verkaufen, stellte fest, das *Orgelfieber sei vorbei* («Leiden und Freuden eines Schulmeisters» I, Bd. 2, 1921, 307; Erstdruck 1838). Der Dichter, der so manches liebenswerte Frauenporträt entworfen hat, beschreibt eines dieser klavierspielenden Mädchen mit unverhohlenem Spott: *Ich bin schön, ich kann klavieren, besser als König David harfen, tanzen ebenfalls besser als er, zeichnen wie ein Blitz und schön, daneben les honneurs machen auf deutsch und welsch und ganz artig* («Der Oberamtmann und der Amtsrichter», Bd. 22, 1927, 87; 1855 erstmals gedruckt).

Pfarrer Bitzius war das Saloninstrument zuwider. Er schreibt in derselben Novelle:

Man klagt, der liebe Gott schicke keine Engel mehr auf Erden. Wisst Ihr, warum, lieben Leute? Das ist wegen des entsetzlichen Klavierens, das zu Stadt und Land fast in jedem Haus in Schwung gekommen (...). Dieses Klavieren, so entsetzlich und jammersüchtig, mögen die Engel nicht ertragen, haben es Gott geklagt, sie kämen total ums Gehör, wenn sie viel dandien sein müssten. Entweder sollte er doch das Klavieren abstellen oder sie verschonen mit Sendungen usw. Da soll Gott gesagt haben, er begreife sie vollkommen, hätte es selber so, aber einstweilen könne er selbst es nicht abstellen: denn womit die Evastöchter einmal besessen seien, seien sie besessen. Aber er wolle die Engel von der Erde dispensieren, solange dieses Besessensein dauere; ohnehin hörte man nicht, was sie auszurichten hätten, vor diesem grässlichen Gequike und Gequake («Der Oberamtmann und der Amtsrichter», Bd. 22, 1927, 55).



Abb. 7 Friedrich Walthard, Elisi im Welschland. Aus: Illustrationen zu Jeremias Gotthelf. In: «Alpenrosen». Illustrierte Zeitschrift für Haus und Familie 4, 1869, 152.

Der Sittenrichter konnte nicht nur dem Klavier nichts abgewinnen, er verpönte auch Lärmbräuche und beschrieb sie in Protestschreiben, willkommenen Quellen der Volkskundeforschung.

Nachdem am 20. März 1839, ausnahmsweise in der Passionszeit, eine militärische *Musterung* mit anschließendem Tanz durchgeführt worden war, richtete Pfarrer Bitzius ein empörtes Schreiben ans *Erziehungsdepartement* in Bern, denn Tanzvergnügen waren zwischen Fasnacht und

Ostermontag untersagt (5. Erg. Bd., 1949, 36). Zynisch fragte er im «Berner Volksfreund» vom 25. Dezember 1842, ob das Hochzeitsschiessen vom 16. Dezember ein überirdischer Spuk gewesen sei, denn Hochzeitsfeiern wurden in der Adventszeit nicht gern gesehen (Erg. Bd. 13, 1956, 230). Im selben Blatt hatte er sich schon am 15. Dezember 1839 gehässig über das *Heischesingen am Neujahr geüssert: Wenn das unerträgliche Neujahrs-singen auch in diesem Jahre verboten werden sollte, so wäre sehr zu wünschen, die Regierungsstatthalter würden jemand mit Handhabung dieses Verbotes beauftragen* (Erg. Bd. 13, 1956, 152).

Milder erinnert Gotthelf am Ende der Erzählung «Michels Brautschau» an den Brauch, einer zum zweiten Mal heiratenden oder nicht allgemein geschätzten Person ein «Ständchen» mit Lärminstrumenten zu bringen. Die sogenannte *Trosslete* mit Pfannendeckeln, Kuhglocken, Peitschen, Tierhörnern und einer mit einem Brett geriebenen Backmulde ist im Deutschfreiburgischen nach Bedarf noch heute üblich (Bachmann-Geiser 1981, 30 f.). Gotthelf beschreibt den Lärmbrauch wie folgt:

Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geschossen; man kannte Michels offene Hand. Aber ins fröhliche Schiessen klangen von ferne die wüsten Töne aus grossen Kuhhörnern zu Spott und Hohn («Michels Brautschau», Bd. 20, 1928, 285).

In neun Romanen und drei Erzählungen kommt Jeremias Gotthelf aufs Tanzen zu sprechen. Man vernimmt, dass im Kanton Bern jährlich sechs Tanzsonntage erlaubt waren, dass aber auch nach Musterungen, an Markttagen, Kilbi, Hochzeiten und am Neujahr getanzt werden durfte. Zum Tanz spielten ausnahmslos ein bis zwei Geiger auf, wie es ein Zitat aus «Geld und Geist» dokumentiert: *Zwei lustige Geiger riefen zum Tanze, und rasch hörte er die genagelten Schuhe den gygampfenden Boden stampfen* (Bd. 7, 1911, 50; erstmals 1843–44 in Solothurn erschienen). Pfarrer Bitzios, dem überbordende Volksbräuche ein Greuel waren, äussert sich versöhnlicher zum Tanzen, das er im Roman «Jakobs Wanderungen» gar als Qualität darstellt:

Die Luzerner sagen von einem Mädchen, wenn sie es recht loben wollen, es könne schön beten und gut tanzen. Der Spruch tönt seltsam, ist aber ein tiefer Sinn darin; er bezeichnet ein Mädchen mit tiefem innigen Sinn und hellem, heitern Gemüte, das zu lachen und zu weinen weiss und alles von ganzem Herzen (...) mit Leib und Seele («Jakobs Wanderungen», Bd. 9, 1917, 371 f. Erstdruck 1846/47 in Zwickau).

Das Hackbrett, das im 19. Jahrhundert als beliebtes Tanzinstrument galt, wird so wenig erwähnt wie das während des Dichters Schaffenszeit im nahen Langnau fabrizierte *Langnauerli*, eine kleine diatonische Handharmonika mit bloss 9–10 Melodietönen (Bachmann-Geiser, 1981, 88 f.). Gotthelf erwähnt aber ein fürs Emmental typisches Hausmusikinstrument, die *Zither*, als Instrument bei Winkeltänzen zur Erntezeit. Joggeli, der Glunggenbauer, berichtet, *dass man oft nach Feierabend noch bis gegen Mitternacht getanzt hätte im Grase oder in der Tenne. Unter der Schar sei immer einer gewesen, der ein Tänzlein hätte pfeifen können auf dem Blatte oder sonst, und nicht selten hätten die Schnitter eine Geige mitgebracht oder eine Zither* («Uli der Pächter», 3. Kap. 42; Erstdruck 1847).

Billige Tanzmusik – die Tänzer mussten die angeheuerten Geiger selber bezahlen – wurde früher gesungen (oft durch einen seidenpapierumwickelten Kamm), gepfiffen oder auf einem Blatt geblasen. *Das Pfeiffen von den Pletern der böme* (Sebastian Virdung, *Musica getutscht*, Basel 1511, DIII) ist in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert bezeugt. Dabei wird ein Birnbaum- oder ein zurechtgeschnittenes Efeublatt an beiden Enden mit Zeigefinger und Daumen festgehalten und an die Oberlippe gehalten. Zum Spiel gilt es, die Lippen zu spannen und die Vibrationen auf das Blatt zu übertragen. Das *Blättle* ist nicht einfach und daher selten, wird aber noch heute geübt (Bachmann-Geiser 1981, 70). «Zither» bedeutet um 1850 zweifellos eine Halszither.

Emmentaler Halszithern lassen sich von 1828 bis 1879 nachweisen. Diese schönen, aus einem birnförmigen Resonanzkasten und einem Hals mit Griffbrett, Wirbelkasten und Kopf zusammengesetzten Zupfinstrumente wurden in Lauperswil durch Johannes Bütler (Abb. 8), in Signau und Röthenbach durch Peter Zaugg und in Ursenbach durch die Gebrüder Samuel und Niklaus Wegmüller angefertigt (Bachmann-Geiser 1981, 60 ff.). Das letzte Zeugnis dieser Tradition ist ein Bild von 1935 aus Zollbrück (Schweizer Volkskunde 36, 1937, 95).

Jeremias Gotthelf weist in seinem erzählerischen Werk auf die *Kirchenmusik* mit Glocken, Orgel und der psalmensingenden Gemeinde, die *Schulmusik* mit Hausorgel und geistlichen Liedern, die *Tanzmusik* mit Geigen, die *Hausmusik* mit Klavier, Klarinette, gitarrebegleiteten Volksliedern, Balladen und geistlichen Liedern und auf *Lärmbräuche* mit Liedern, Tierhörnern und dem Mörserschüssen. Die Musik äusserte sich in der ersten

Hälfte des 19. Jahrhunderts im Emmental im geistlichen und volkstümlichen Lied und im Tanz. Die Kirche bestimmte die musikalische Schulung der Kinder.



Abb. 8 Emmentaler Halszither von Johannes Bütlér (tätig zwischen 1830 und 1852), Lauperswil, 1834. Heimatmuseum im Chüechlihus Inv. Nr. W14 Langnau (Foto: Fernand Rausser, Bolligen).

Literatur

Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden hrsg. von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Erlenbach-Zürich 1911–1832; Ergänzungsbände 1–18, Erlenbach-Zürich 1922–1977. Dieser Ausgabe entsprechen die Schreibweise der Liedtexte und die bibliographischen Angaben.

Brigitte Bachmann-Geiser: Die Volksmusikinstrumente der Schweiz. Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente. Serie I, Bd. 4, Leipzig-Zürich 1981.

Otto von Greyerz: Im Röseligarte. H.I-VI, Bern 1907–25.

Eduard Hoffmann-Krayer: Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 18, 1914, 113–116; 185.

Friedrich Jakob: Die Orgel bei Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf. Männedorf 1969.

Gottlieb Jakob Kuhn: Volkslieder und Gedichte. Bern 1806.

Eduard Strübin: Friedrich von Tschudi und Jeremias Gotthelf über bernische Volkslieder. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 77, 1981, 1 ff.

Johann Rudolf Wyss: Sammlung von Schweizer = Kühreihen und Volksliedern. Bern 3/1818, 4/1826; Reprint mit einem Kommentar von Brigitte Bachmann-Geiser Zürich 1979.

100 Jahre Alters- und Pflegeheim Frienisberg

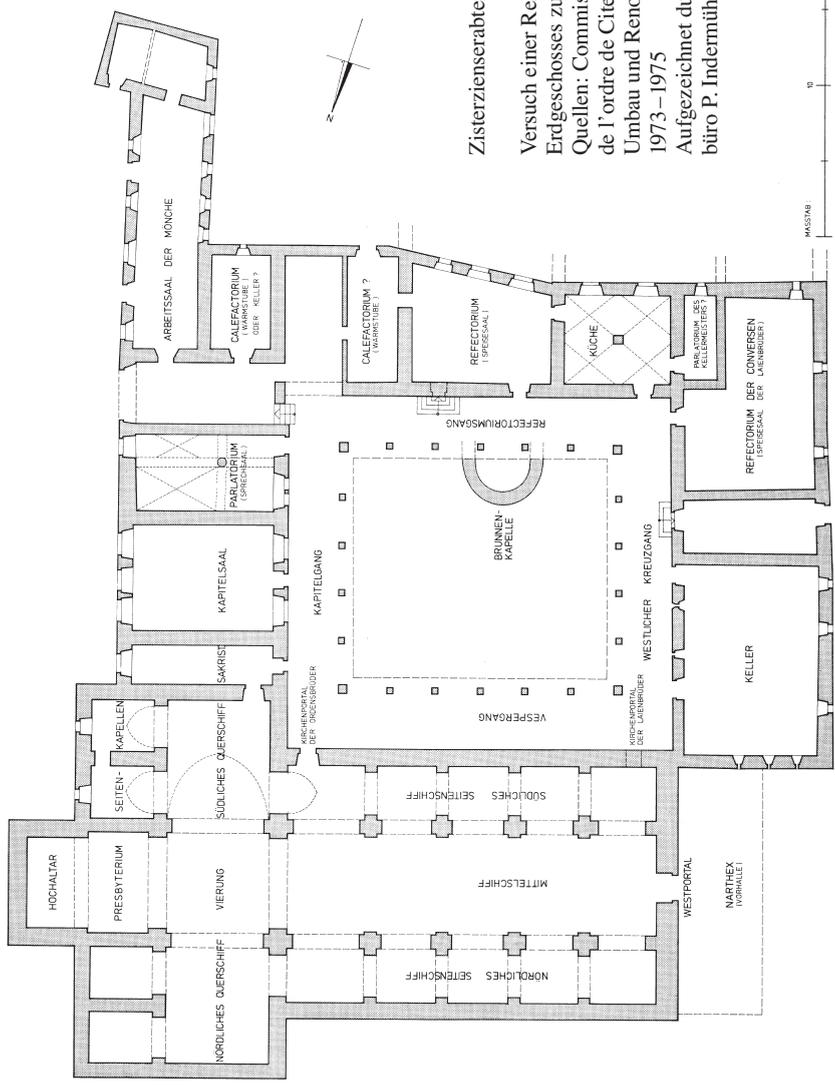
Werner Gallati

Im Jahre 1897 gründeten 53 Gemeinden der Ämter Burgdorf, Trachselwald und Fraubrunnen eine Genossenschaft mit dem Zweck, das Klostergut Frienisberg vom Kanton Bern zu kaufen, um dort eine «Bezirks-Armenanstalt» einzurichten.

Das Kloster

Zwischen der Seelandebene und dem Aarelauf bei Bern liegt der bewaldete Hügelzug des Frienisbergplateaus, an dessen Nordhang vor mehr als 850 Jahren der Zisterzienserorden ein Kloster mit dem Namen «Aurora» (Morgenröte) gründete. Wie alle Klöster der Zisterzienser war auch das von Frienisberg der Jungfrau Maria geweiht. Noch zu Lebzeit des Ordensgründers Bernhard von Clairvaux, ungefähr zwölf Jahre nach der päpstlichen Anerkennung des Ordens, entstand in der Wildnis von Frienisberg die Zisterzienserabtei, im Kirchenlatein «Monasterium Beate Virginis Marie de Aurora» genannt. Das war in jener Epoche, da sich vom französischen Citeaux aus der Zisterzienserorden nach Deutschland und der Schweiz auszubreiten begann. An der Lützel, nahe der französischen Grenze, bestand seit 1123 ein Zisterzienserkloster, dessen Abt Christian vom benachbarten Grafen Udelhard von Saugern dessen Grundeigentum in Frienisberg und Umgebung geschenkt erhielt mit der Auflage, dort ein Kloster zu gründen.

Um 1130 wurde, entsprechend den strengen Vorschriften des Ordens, mit den Bauarbeiten begonnen. Zuerst musste das Oratorium erstellt werden, ohne Turm und ohne grosses Geläute, nur mit einem einstimmigen Glöcklein versehen. Bilder, Statuen, bunte Fussböden, kunstvolles Abendmahlgeschirr, reiche Gewänder und Teppiche wurden als Luxus betrachtet und daher abgelehnt. Nur ein hölzernes Kruzifix und ein Bildnis Christi



Zisterzienserbtei Frenisberg (Aurora)

Versuch einer Rekonstruktion des

Erdgeschosses zur Zeit des Klosters

Quellen: Commission historique

de l'ordre de Citeaux 1957

Umbau und Renovationsarbeiten,

1973 – 1975

Aufgezeichnet durch das Architektur-

büro P. Indermühle, Bern, April 1977



Die Zisterzienser pflegten für ihre Bauten neben Natursteinen auch Backsteine zu verwenden. In Frienisberg fand man Backsteine mit spätromanischen Ornamenten, wie sie nach 1250 in der Ziegelhütte des Zisterzienser-Klosters St. Urban und nach 1275 im Kloster Frienisberg gebrannt worden sind.



Das ehemalige Parlatorium (Fotos: Fernand Rausser, Bolligen).

gehörten in die Kirche. Ihr durften bloss die notwendigsten Räume angegliedert werden: der Kapitelsaal, der Versammlungen diene, ferner das Dormitorium, wo alle Mönche auf Stroh schliefen, dann das Refektorium, das den Tisch für die kärglichen Mahlzeiten enthielt, sowie das Parlatorium, der Raum, der den Mönchen Befreiung vor der ihnen auferlegten Schweigepflicht gewährte. Dazu kamen die Räume für die Konversen (Laienbrüder) sowie Küche und Wirtschaftskammern. Da die geistlichen Bauten gegen Osten und die weltlichen gegen Westen gerichtet waren, ergab sich eine regelmässige Anordnung um den Kreuzgang.

Einer für das Jubiläumsjahr vom kantonalen Denkmalpfleger verfassten kurzen Baugeschichte des Klosters Frienisberg ist zu entnehmen, dass Kirche und Kloster offensichtlich nicht in einem Zug erstellt wurden. Vermutlich sind die Bauarbeiten an der Kirche erst nach 1200 abgeschlossen worden, und der Kreuzgang erfuhr seine Vollendung im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts.

Ebenso asketisch wie die Gestaltung der Gebäude und deren Ausstattung wickelte sich damals das Leben in einem Zisterzienserkloster ab. Bei Tagesanbruch beteten die Mönche die Laudes und bei Sonnenaufgang die Prim, dann die Terz und zur Mittagszeit die Sext, hierauf die Non, ferner die Vesper vor und die Complet unmittelbar nach Sonnenuntergang, danach folgte zur zweiten Morgenstunde das Nachtofficium. Die dazwischen liegende Zeit wurde mit Arbeit ausgefüllt, und der kärgliche Rest diente der Nachtruhe auf Pritschen.

Es scheint, dass das Kloster «Aurora» recht früh zu florieren begann, denn bereits 1151 verliess der damalige Abt Hesso mit 12 Brüdern Frienisberg, um das Kloster Tennenbach im Breisgau zu gründen, was nach dem Ordensstatut nur möglich war, wenn mindestens 60 Mönche in der eigenen Abtei lebten. Etwas später folgte für das Kloster Frienisberg eine Periode der Bedeutungslosigkeit, was vermutlich dazu führte, dass Herzog Berchtold IV. von Zähringen, unter dessen Schutz damals das Land stand, wohl den Klöstern Hauterêt bei Lausanne und Hauterive bei Freiburg Schutzbriefe ausstellte und ebenfalls Tennenbach seine Gunst erwies, nicht aber Frienisberg. Ebenso fehlte der päpstliche Schutz, der von Rom erst viel später erteilt wurde, wie aus einer Bulle Gregors IX. von 1233 hervorgeht. Zusätzliche Schirmherren suchte das Kloster «Aurora» in den nahen Städten, mit denen es in freundschaftliche Verbindung trat. Im Jahre 1251 nahm der Graf Ulrich von Aarberg das Kloster in seinen burgerlichen Schutz, und 1252 gewährte ihm der Bischof mitburgerliches Recht in Biel,

weitere Bündnisse folgten mit Bern, Le Landeron und Solothurn. In den folgenden Jahren wurde der Abtei die Schirmherrschaft über die Tochterklöster Fraubrunnen, Tedlingen (Detligen) und Steinen (Schwyz) übertragen.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts kam neues Leben nach Frienisberg, und damit verbunden begann eine beachtliche territoriale Expansion. Um 1250 besass das Kloster bereits acht Grangien (Wirtschaftshöfe), dazu Weingüter am Bielersee und ein Haus in Aarberg. Die Vermehrung des Grundbesitzes geschah einerseits durch Schenkungen, andererseits durch Kauf. So erwarb das Kloster Frienisberg 1208 vom Grafen Rudolf von Thierstein, einem Erben des Stifters, verschiedene Güter, und 1263 sah sich Gräfin Elisabeth von Kiburg gezwungen, zur Tilgung der Schulden ihres verstorbenen Gatten Hartmann, dem Stift ihren gesamten Besitz in der Kilchhöre Rapperswil sowie Güter in Dieterswil, Schüpfen, Säriswil, Wohlen etc. zu 140 Mark Silber zu verkaufen. Mit dem Erwerb von Ländereien und Gütern fielen dem Kloster auch die Leibeigenen oder Hörigen zu, die nun, statt für den Adel, für das Stift arbeiten und ihm ihre Abgaben erstatten mussten, was für die Mönche eine weitere Einkommensquelle bedeutete.

Das Ende des 14. und der Anfang des 15. Jahrhunderts bedeuteten für das Kloster Frienisberg eine wirtschaftliche Blütezeit. Die Abtei schöpfte Reichtum und Macht vor allem aus der Gutswirtschaft, die zur Grundlage der Finanzkraft geworden war und die dem Kloster seine grosse Ausdehnung ermöglichte. Damit übernahm es die Nachfolge des verarmten Adels, setzte sich jedoch gleichzeitig in Widerspruch zu den Ordensregeln der Zisterzienser, die auf vollständigem materiellem Verzicht und auf vollkommener Weltabgewandtheit basierten. Immer mehr fanden Genussucht und Trägheit bei den reichen Klosterherren Eingang und damit verbunden ein sittlicher Verfall. Mit den Nonnen des Klosters Fraubrunnen, das der Aufsicht von Frienisberg unterstand, pflegten der lebenslustige Abt und seine Mönche rege Beziehungen, die selbst obrigkeitliche Ermahnungen nicht zu unterbinden vermochten. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Zerfall von Sitten und Ordnung derart weit fortgeschritten war, dass man ein Verkommen der Klostergüter befürchten musste, sah sich die bernische Regierung gezwungen, dem Stift einen Vogt als Beistand zu geben, der ein Inventar aufnehmen und jährlich über Einnahmen und Ausgaben Rechnung ablegen musste. Doch die Massnahme vermochte den Untergang des Klosters nicht mehr zu verhindern. Mit der Inkraft-

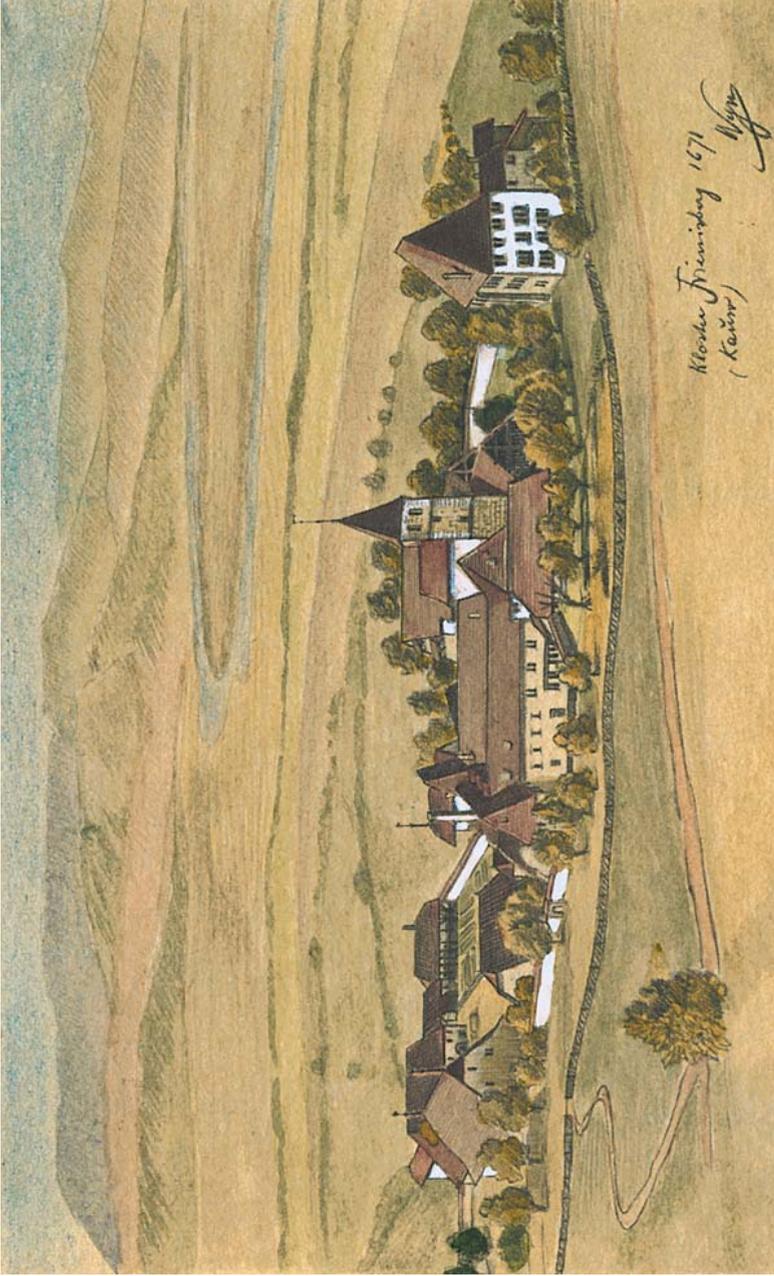
setzung des Reformationsmandates vom 7. Februar 1528 war das Schicksal der Zisterzienserabtei Frienisberg endgültig besiegelt. Das Klostergut wurde vom Staat eingezogen, mit dem Vorbehalt aller Rechte der Mönche an ihrem eingebrachten Gut. Wer im Kloster bleiben wollte, konnte den Rest seines Lebens dort verbringen.



Die Landvogtei

Die Übernahme der Klostergüter durch den Staat Bern bedeutete für Frienisberg das Beschreiten eines neuen Weges mit neuen Aufgaben. Vorerst galt es jedoch, die Übergangszeit zu regeln und die vom Kloster übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Nach der Verstaatlichung bildete die Domäne Frienisberg eine der bernischen Landvogteien oder eines der sogenannten äusseren Ämter. Am Nordhang des Frienisbergplateaus, unterhalb ausgedehnter Wälder gelegen, inmitten landwirtschaftlich genutzten Gebietes, mit einem weiten Himmel über sich und dem Blick zu den lang hingestreckten Juraketten, stellte die ehemalige Abtei einen reizvollen Landvogteisitz dar, der in den späteren Jahrzehnten als einer der einträglichsten im deutschsprachigen Kantonsenteil galt. Die vom Grossen Rat aus seiner Mitte gewählten Landvögte waren anfangs an keine bestimmte Amtsdauer gebunden. Sie wurde später, um



Kloster Frieisberg 1671
(Kainr)
Wym

Das Kloster Frieisberg um 1671.

einer grösseren Zahl von Mitgliedern der obersten Landesbehörde den Genuss eines Aufenthaltes in Frienisberg zu verschaffen, auf sechs Jahre beschränkt.

Der Landvogt von Frienisberg hatte, gemäss den bestehenden Urbaren, für die Einkünfte des Amtes besorgt zu sein und die Rechtspflege in den früheren Klostergerichten auszuüben, die jedoch nur die niedere Gerichtsbarkeit betraf, da für Kriminalfälle die Obrigkeit in Bern, vertreten durch das Landgericht Zollikofen, zuständig war. An den unter dem Vorsitz des Landvogtes im Kloster durchgeführten Gerichtsverhandlungen nahmen als Richter angesehene Männer aus der Gemeinde Seedorf teil. Vergehen gegen die Sittengesetze dagegen wurden vom Chorgericht, dem ebenfalls der Landvogt vorstand, geahndet.

Eine für Frienisberg wichtige Aufgabe war der Unterhalt und Ausbau des Weg- und Strassennetzes. Von Bern aus führte eine der ältesten Landstrassen über Frienisberg nach Aarberg und Neuenburg. Auf ihr verkehrte bereits im 18. Jahrhundert regelmässig eine Postkutsche von Bern nach Neuenburg. Sie hielt in Frienisberg an, um amtliche Sendungen an die Landvogtei abzuliefern und solche für andere Amtsstellen entgegenzunehmen. Im 19. Jahrhundert, nach der Einführung der eidgenössischen Postverwaltung, verkehrte die Pferdepost Bern–Meikirch–Aarberg–Biel täglich zweimal. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Betrieb eingestellt und erst 1971 durch einen ständigen Postautokurs ersetzt.

Mit der Säkularisierung der Zisterzienserabtei Frienisberg hatte die bernische Obrigkeit den Armen und Bedürftigen gegenüber auch gewisse Verpflichtungen übernommen. Vorerst geschah allerdings nichts, die Klostergebäude blieben unberührt, und ihre Räume wurden ausser für die Landvogtei für keine anderen Zwecke verwendet. Der einzige Eingriff, als Forderung der Reformation, erfolgte in der Klosterkirche durch das Überdecken aller Wandmalereien mit weisser Tünche. Fünf Jahre später, 1533, beschloss der Rat zu Bern, in Fortsetzung einer alten sozialen Tradition der Abtei, in den leerstehenden Klosterräumen ein Spittel, das heisst eine Pfründneranstalt für Arme und Gebrechliche einzurichten. Für die imposante, reich ausgestattete Klosterkirche, die nie als Pfarrkirche dem Volk gedient hatte, sah man leider keine Verwendung, so dass sie auf Weisung der Behörden in Bern im Sommer 1534 grösstenteils abgerissen wurde. Von ihr blieben nur Fragmente der verschiedenen Bauteile erhalten. Der heute noch vorhandene Glockenturm stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, er steht in keinem Zusammenhang mit der alten Klosterkirche.

Eine weitere kulturelle Sünde begingen die bernischen Behörden mit dem in der Mitte des 17. Jahrhunderts angeordneten Abbruch des hochgotischen Kreuzganges mit hohen zweilanzettigen Masswerkfenstern und mit fein profilierten Gewänden. An dessen Stelle wurde auf den alten Fundamenten ein Kreuzgang aus vierkantigen Hausteinpfeilern errichtet, die mit Sattelhölzern und mächtigen Unterzügen ein Rieg-Obergeschoss tragen. Dieser Abbruch und Umbau erfolgte mit der Begründung, es müsse der Kreuzgang aufgestockt werden. In den folgenden zwei Jahrhunderten wurden ausser den beiden 1681 und 1689 neu erstellten Kornhäusern keine wesentlichen Investitionen vorgenommen. Man beschränkte sich auf kleinere Umbauten und Renovationen.

Mit dem Einmarsch der französischen Armee und dem Zusammenbruch des alten Bern im Jahre 1798 fand die Landvogtei Frienisberg ihr Ende. Insgesamt hatten 52 Landvögte dort ihr Amt ausgeübt. Die Mediationsregierung führte 1803 die weitgehend noch heute gültige Ämtereinteilung ein, wobei die ehemalige Landvogtei Frienisberg dem Amtsbezirk Aarberg zugeteilt wurde. Von nun an wohnte in Frienisberg ein Schaffner, der die dem Staat von den verpachteten Gütern zukommenden Zinsen bezog und für die Betreuung der Pfründner sorgte.



Der in der Mitte des 17. Jahrhunderts neu errichtete Kreuzgang (Foto: F. Rausser).

Von der Pfründner- zur Armenanstalt

Vor der Reformation hatten sich vor allem die Klöster mit der Betreuung der Kranken und Armen befasst, eine soziale Aufgabe, die nun weitgehend der Staat Bern übernehmen musste. So blieb Frienisberg gemäss Weisungen der bernischen Regierung auch nach der Aufhebung der Zisterzienserkloster eine Stätte der Wohltätigkeit. Man versorgte hier die gleiche Zahl von Pfründnern, wie vorher Geistliche im Kloster gewohnt hatten, und für die Armen der Umgebung wurde die Abgabe der Spenden fortgesetzt.

Täglich teilte man zu einer bestimmten Stunde Spenden an vorüberziehende Handwerker und «Sondersieche» aus und wöchentlich einmal an die «Landarmen». Aus dem Staatsverwaltungsbericht von 1832 vernimmt man, dass sich die Pfründen in äussere und innere teilten, wobei die letzteren in der Anstalt intern zur Ausrichtung gelangten und in unentgeltlicher Wohnung, in Gratisbezug von Speise, Kleidung und Sackgeld bestanden. Die meisten Pfründen waren halbiert, damit mehrere Personen daran teilhaben konnten.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Frienisberg eine neue gemeinnützige Aufgabe zugewiesen, nämlich die Übernahme der in der Bächtelen bei Bern im April 1822 mit Unterstützung des Staates gegründeten privaten Anstalt für taubstumme Knaben, die zu klein geworden war. Am 9. August 1834 beschloss der Regierungsrat, die Domäne Frienisberg für die staatliche Knaben-Taubstummenanstalt vorzusehen, weil dort die notwendigen Einrichtungen weitgehend vorhanden und die ehemaligen Klosterräume kurzfristig bezugsbereit waren. Am 1. Oktober 1834 zogen die Insassen des Heimes Bächtelen in Frienisberg ein. Hier wurde die Taubstummenanstalt einige Jahrzehnte geführt, bis man sie 1890 in das frühere Kloster von Münchenbuchsee verlegte.

Nun waren die Klostergebäude wieder frei und standen einem neuen Verwendungszweck zur Verfügung, was dem Staat Bern gelegen kam. Seit 1848 besass er in der Bärau, auf einem von der Gemeinde Langnau gepachteten Gute, eine Armenanstalt für Männer. Da sich Langnau der kostspieligen Unterhaltungspflichten zu entledigen suchte, bot die Gemeinde dem Kanton die Anstalt mit den dazu gehörenden Liegenschaften zum Kaufe an. Doch der Staat sah nicht nur vom Kaufe ab, sondern löste das Pachtverhältnis auf und verlegte die Armenanstalt nach Frienisberg. Vor der Übersiedlung waren hier noch einige Umbauten nötig. So wurde das

Kornhaus hergerichtet, das im Frühjahr 1891 bezogen werden konnte. Vier Jahre später beschloss der Regierungsrat, im Schloss Hindelbank eine Arbeitsanstalt zu führen. Deshalb wurden die dort betreuten Frauen ebenfalls nach Frienisberg verlegt, wo für sie im Klostergebäude und in einem Estrich Aufenthalts- und Schlafräume eingerichtet worden waren. Im Herbst 1895 bezogen die 147 Frauen aus Hindelbank ihre neue Unterkunft. Die Armenanstalt Frienisberg beherbergte nun insgesamt 378 Personen, davon 231 Männer.

Zur Zeit der Taubstummenanstalt hatten drei verschiedene Pächter die ökonomischen Betriebe Landwirtschaft, Mühle und Gaststätte geführt. Später jedoch, als sich die staatliche Armenanstalt in Frienisberg befand, gaben die Pächter, mit Ausnahme des Wirtes, ihre Pachten auf. Von nun an bewirtschaftete die Anstalt die Domäne von rund 250 Jucharten selbst.

Nach einer Dauer von sechs Jahren verzichtete der Kanton Bern 1897 auf die Führung einer eigenen Armenanstalt. Damit war für das ehemalige Kloster Frienisberg der Weg frei für die Erfüllung einer sozialen Aufgabe, der es noch heute dient.



100 Jahre Alters- und Pflegeheim Frienisberg

Im Zusammenhang mit dem geistigen und politischen Umbruch im 19. Jahrhundert trat auch in der Einstellung gegenüber dem behinderten Menschen ein Wandel ein, der bewirkte, dass die psychisch, physisch oder auch materiell Benachteiligten in der Gemeinschaft mit mehr Verständnis für ihre Lage behandelt wurden als in den Zeiten der «Bettelordnungen». Diese veränderte Haltung fand ihren Niederschlag im Armengesetz von 1857, vor allem jedoch in demjenigen von 1897, das den bereits früher stipulierten Grundsatz der wohnörtlichen Armenpflege übernahm und die Gemeinden verpflichtete, für ihre Bedürftigen, Behinderten und alten Menschen selber zu sorgen, was zur Gründung von Gemeinde- oder Bezirks-Armenanstalten führte.

Die Aufhebung der staatlichen Armenanstalt Frienisberg veranlasste 53 Gemeinden der Amtsbezirke Burgdorf, Fraubrunnen und Trachselwald, da sie noch keine Armenanstalt besaßen, eine eigene Lösung zu finden. Ein Initiativkomitee nahm sich der Frage an mit dem Ziel, eine gemeinschaftliche Armenanstalt ins Leben zu rufen. Gleichzeitig traf es die notwendigen Vorbereitungen für die Gründung einer Genossenschaft der Gemeinden als Trägerin des geplanten sozialen Werkes.

Am 29. März 1897 fand im Hotel Guggisberg in Burgdorf die konstituierende Abgeordneten-Versammlung zur Gründung der Genossenschaft statt, die die Statuten bestimmte, die Zuteilung der Platzrechte und Anteilscheine an die Gemeinden vornahm und für die erste vierjährige Amtsdauer den Vorstand, den Verwaltungsrat und die Rechnungsrevisoren wählte. Im weiteren beauftragte sie den Verwaltungsrat, die Verhandlungen für den Erwerb der vom Initiativkomitee als Anstalt in Aussicht genommenen und vom Staate offerierten Domäne Frienisberg weiterzuführen und mit der Regierung, unter Vorbehalt der Genehmigung durch die zuständige Abgeordneten-Versammlung, einen Kaufvertrag abzuschliessen. Am gleichen Tag hielt der Verwaltungsrat, bestehend aus 21 Mitgliedern (10 Amt Burgdorf, 5 Amt Fraubrunnen, 6 Amt Trachselwald) seine erste Sitzung ab und wählte die fünf Mitglieder der Direktion.

Bereits in seiner Sitzung vom 31. Juli 1897 konnte der Verwaltungsrat Kenntnis nehmen von den mit dem Staate Bern abgeschlossenen Kaufverträgen, einerseits für das Klostersgut Frienisberg, das Eichigut und den Schallenberg-Wald und anderseits für das Mobiliar. Die Grundsteuerschätzung betrug Fr. 522 200.–, und als Kaufpreis für die gesamte



Abschrift.

Kaufbeile.

Der unterzeichnete Amtsnotar des Amb
bezirks Aarberg bezeugt hiermit,

das

Zwischen dem k. Staat des
Kantons Bern,
vertreten durch die k. Kant. Finanzdirektion
für alle Kantale durch Regierungsrat Schärer
in Bern

und

der k. Bezirks-Armen-
Anstalt Friesenberg,
vertreten durch den Präsesanten der Anstalt
direktion Herr Jacob Schär, Regierungsrat,
Sitzer in Burgdorf und durch den Sekretär: Herr
Hans Lütthi, Regierungsrat, Sitzer in Kauf-
beile,

abgeschlossen worden ist, folgenden

Kaufvertrag:

Der k. Staat des Kantons Bern, mit hantir

Liegenschaft einigten sich die Vertragsparteien auf Fr. 312 460.–. Für das Mobilier bezahlte die Käuferin Fr. 84 000.–. Mit der Genehmigung der Kaufverträge durch die ausserordentliche Abgeordneten-Versammlung vom 21. August 1897 ging Frienisberg in den Besitz der Genossenschaft über.

In seiner Sitzung vom 31. Juli 1897 beriet und genehmigte der Verwaltungsrat die für einen geordneten Betrieb notwendigen Reglemente und beschloss, an den Staat das Gesuch zu richten zur Leistung der üblichen Beiträge an die Einrichtungs- und Betriebskosten. Ferner setzte er für die Gemeinden den Termin fest zur Einzahlung ihrer Anteilscheinbeträge, die zusammen die Summe von Fr. 450 000.– ergaben, entsprechend der Zahl von total 450 Personen, die man mit der Zeit aufzunehmen gedachte.

Der Übergang von der staatlichen zur Bezirks-Armenanstalt hatte sich reibungslos vollzogen und wurde von den Heimbewohnern kaum bemerkt. Dazu trug der Umstand wesentlich bei, dass die Genossenschaft ebenfalls das bewährte Personal übernahm und als Verwalter den bisherigen Stelleninhaber wählte.

Einen Einblick in die bescheidenen finanziellen Ansprüche in der Zeit vor der Jahrhundertwende vermittelt der Beschluss des Verwaltungsrates vom 16. März 1899, wonach die Besoldung des Verwalters um Fr. 200.– auf Fr. 2200.– pro Jahr erhöht wurde. Entsprechend den damaligen Verhältnissen setzten die Behörden auch das zu entrichtende Kostgeld für die «not- und spendarmen Pfleglinge» fest; es betrug vom 1. Juni 1897 an jährlich Fr. 160.– pro Person und blieb 18 Jahre lang unverändert. Zusätzlich leistete der Staat einen Beitrag von Fr. 25.– pro Kopf und Jahr. Infolge der Teuerung musste das Kostgeld verschiedentlich erhöht werden. 1921 wurde es mit Fr. 300.– ausgewiesen. Mit solch bescheidenen Beträgen war später nicht mehr auszukommen.

In den ersten Statuten wurde der Zweck der Bezirks-Armenanstalt Frienisberg darin gesehen, Personen, die als «Notarme» oder als «Dürftige» den Gemeinden zur Last fielen, zu betreuen. Ausnahmsweise durften gegen ein erhöhtes Pflegegeld auch andere Personen aufgenommen werden. Ausgeschlossen waren jedoch Geisteskranke, Epileptiker und Personen, die an ansteckenden Krankheiten litten oder fortwährender ärztlicher Betreuung bedurften.

Die Voraussetzungen für zuverlässige medizinische Behandlungen wurden schon sehr früh geschaffen. Bereits in der Versammlung vom 9. Mai 1903 fassten die Abgeordneten den Beschluss zur Äufnung eines beson-



Nähstube für Heimbewohnerinnen um 1913.



Frauen-Schlafzimmer um 1913 (Fotos: Nachlass Bechstein im Bürgerarchiv Burgdorf).



Männer-Essaal um 1913 (Foto: L. Bechstein).



Die neue Küche, System Küpperbusch, von 1911.

deren Fonds, bestimmt für den Bau eines Krankenhauses. Gespiesen wurde er aus den Zinsen des bestehenden Reservefonds, aus Betriebsüberschüssen und aus Spenden. Zu seinen Gunsten verzichteten zudem die Gemeinden auf eine Verzinsung der Stammanteilscheine. Ferner bewilligte der Staat einen Beitrag von Fr. 25 000.–. Nachdem die eigenen Mittel rund Fr. 42 000.– erreicht hatten, entschloss man sich Ende 1905 zur Erstellung des geplanten Krankenhauses. Die fehlenden Fr. 32 000.– konnten auf dem Darlehensweg beschafft werden. Der Arzt einer benachbarten Gemeinde übernahm die medizinische Betreuung der Kranken.

Da sich die gekaufte Klosterbesitzung in einem etwas vernachlässigten Zustand befand, waren verschiedene Um- und Neubauten sowie Renovationsarbeiten notwendig. Infolgedessen begann in Frienisberg eine rege Bautätigkeit, die sich über viele Jahre hinzog. Gleich nach der Übernahme liess man die Klosterhofkorridore terrassieren und 1898 die Nordseite des Klosters mit den engen Gängen und dunkeln Kammern entfernen und an ihrer Stelle einen geräumigen Anbau mit Speisesaal, hellen Zimmern und den notwendigen sanitären Einrichtungen errichten. Weitere Bau- und Renovationsarbeiten folgten; sie erstreckten sich ebenfalls auf den landwirtschaftlichen Bereich.

Eine sensationelle Neuerung bedeutete für die Heimbewohner die von der Abgeordneten-Versammlung am 5. Mai 1905 bewilligte direkte Zuführung des elektrischen Stroms für Beleuchtung und Kraftanlage. Gemäss einem Bericht von 1914 waren dem Netz «257 Lampen, 3 Glätteisen, ein Bäckereimotor von 1,5 Pferdekraften» angeschlossen. Als sich die Vergrösserung und Neueinrichtung der veralteten Küche als notwendig erwies, zögerten die Behörden nicht, auch dafür den Baukredit zu bewilligen. So konnte 1911 anstelle der Schreinerwerkstätte eine moderne Küche, System Küpperbusch (Wasserbad), eingerichtet werden. Ein von den Behörden 1914 genehmigtes Bauprogramm mit einer Summe von Fr. 65 000.– diente der Erstellung einer Zentralheizung, von Bädern und zur Verbesserung der sanitären Einrichtungen im Männerhaus. Dieser Bautappe folgte eine weitere mit entsprechenden Investitionen in der Frauenabteilung.

Mit dem 1936 begonnenen weiteren Ausbau des Alters- und Pflegeheimes wurde auch das Projekt einer eigenen, ausserhalb der Klostergebäude stehenden Unterkunft für die debilen Heimbewohner verwirklicht, was einem dringenden Bedürfnis entsprach. Der einstöckig erstellte Holzbau, «Pavillon» genannt, der 1956 eine Erweiterung erfuhr, erfüllte seine Aufgabe mehr als 35 Jahre, bis er 1972 einem Neubau weichen musste. In der Bau-

etappe von 1936 wurde ebenfalls ein Gebäude zur Behebung des Mangels an Einer- und Zweierzimmern errichtet, zudem fand ein Speisesaal für Männer darin Platz. Auch konnte ein Raum für Gottesdienste, Unterhaltungen und andere Veranstaltungen geschaffen werden sowie ein Haus mit einer Angestelltenwohnung und einer Schreinerei und Schmiede.

Solange die Zahl der Angestellten klein war – sie betrug beispielsweise im Jahre 1912 durchschnittlich erst 20 Personen –, reichten für ihre Unterkünfte die in den Anstaltsgebäuden vorhandenen Wohnungen. Da immer weniger Heimbewohner in der Landwirtschaft und in den Gewerben mitarbeiten konnten und andererseits ihre Pflegebedürftigkeit zunahm, stieg als Folge davon die Zahl der Arbeitnehmer an, eine Tendenz, die sich in den folgenden Jahrzehnten fortsetzte. Diese Entwicklung löste in Frienisberg eine bedeutende Wohnbautätigkeit aus, die 1945 mit der Erstellung eines Zweifamilienhauses begann, mit weitem Neubauten 1956 und 1963 fortgesetzt wurde und 1992 ihren Abschluss fand, so dass heute, zusammen mit der umgebauten ehemaligen Käserei und dem Weierhaus, zehn Personalhäuser zur Verfügung stehen.

Das Bestreben der Heimleitung und der Behörden, die Lebensbedingungen der Heimbewohner laufend zu verbessern, führte zu weiteren bedeutenden Investitionen. Gestützt auf den Beschluss der Delegiertenversammlung vom 24. März 1956 wurde ein Pensionärenhaus gebaut, hierauf folgten die Abbruch- und Bauarbeiten für das neue Männerheim, das im Sommer 1960 bezogen werden konnte. Kurz darauf riss man das Krankenhaus, die Korberei und das Räucherlokal ab und liess an ihrer Stelle eine neue Spitalabteilung sowie den Zwischenbau mit Unterhaltungssaal und Liegeterrasse erstehen.

Mit dem Kauf der staatlichen Armenanstalt Frienisberg im Jahre 1897 ging auch der dazugehörige grosse Landwirtschaftsbetrieb in den Besitz der Genossenschaft über. Das Gut umfasste einen Flächeninhalt von 106,7 ha, davon entfielen 8,7 ha auf Wald. Später wurden weitere Waldparzellen im Ausmass von 5,2 ha erworben. Die neuen Besitzer von Frienisberg hatten neben der Liegenschaft auch noch 9 Pferde, 2 Zugochsen, 2 Zuchtstiere, 54 Kühe, 15 Rinder, 14 Kälber und 57 Schweine zu übernehmen. Das Bedürfnis, dem Jungvieh vermehrte Weidegelegenheit zu verschaffen, veranlasste die Behörden 1907, im Jura die Alp «Plan de l'Egasse» am Nordhang des Chasseral zu erwerben. Sie befindet sich seither im Besitz des Alters- und Pflegeheimes Frienisberg und dient noch heute ihrem ursprünglichen Zweck.



Personalhaus.



Unterirdische Gänge in der Länge von 403 Metern verbinden die Gebäude des Heimbetriebes.

Die vom Staat übernommenen Ökonomiegebäude mussten im Laufe der Zeit renoviert, vergrössert und durch weitere Bauten ergänzt werden. Um den in der Nachkriegszeit durch die wirtschaftliche und technische Entwicklung bedingten Erfordernissen in der landwirtschaftlichen Produktion gerecht zu werden, entschlossen sich die Heimbehörden im Jahre 1964, im Rahmen einer Gesamtplanung, ein ausserhalb des Klosterbereiches, etwas abseits gelegenes landwirtschaftliches Zentrum zu erstellen, umfassend einen Kuhstall für 90 Tiere, ferner einen Schweine- und einen Hühnerstall sowie eine Remise für den grossen landwirtschaftlichen Maschinenpark. Die Neubauten konnten zwischen dem Frühjahr 1969 und 1970 bezogen werden.

Um im weitem Ausbau des Heimes ungeeignete Teillösungen zu verhindern, fasste die Delegiertenversammlung, auf Antrag des Verwaltungsrates, im Mai 1964 den Entschluss, es sei für die anstehenden Bau- und Renovationsarbeiten eine Gesamtplanung zu erstellen. Sie umfasste Umbau- und Restaurierungsarbeiten im Kloster, den Neubau einer Frauenabteilung und des Pavillons, den Ausbau der unterirdischen Verbindungsgänge, Gebäuderenovationen und, wie schon erwähnt, neue Personalhäuser und das Landwirtschaftszentrum. Nach Abschluss der Projektierungsarbeiten stimmten die Delegierten der beteiligten Gemeinden aus den Ämtern Burgdorf, Fraubrunnen und Trachselwald am 30. März 1968 dem gesamten Bauvorhaben mit Netto-Anlagekosten von 15,71 Millionen Franken zu. Für die Finanzierung schlossen sich die Bankinstitute der drei Ämter unter Führung der Amtersparniskasse Burgdorf zusammen und stellten der Genossenschaft den nötigen Baukredit zu Verfügung, wobei Verzinsung und Amortisation gemäss Entscheid der kantonalen Fürsorgedirektion über den Lastenausgleich erfolgten. Damit begann in der Geschichte des Alters- und Pflegeheims Frienisberg die wichtigste Bauetappe, die 1977 ihren Abschluss fand.

Besondere Anforderungen an das Können und Einfühlungsvermögen der Bauleitung stellten die Umbauarbeiten im Kloster und dessen Restaurierung, wozu der kantonale Denkmalpfleger beigezogen wurde. Rund drei Jahre arbeiteten Baumeister, Handwerker und andere Fachleute mit grossem Einsatz an der Erneuerung des ehrwürdigen Gebäudes, in dem die Küche mit Lager- und Kühlräumen untergebracht wurde sowie die Bäckerei und Metzgerei, der Personal-Speisesaal, die Büros der Verwaltung und die Wohnung der Heimleitung. Zum Abschluss des Bauprogrammes erfuhr die zum Teil aus der Klosterzeit stammende Wirtschaft «Hirschen»,

das sogenannte «Pintli», eine umfassende Renovation. In dieser gemütlichen Gaststätte finden sich Heimbewohner und Besucher ein, ebenso Passanten.

Auf die Jahre einer lebhaften Bautätigkeit folgte eine Periode der Konsolidierung, die insbesondere auf die Bearbeitung struktureller Probleme ausgerichtet war. Laufend wurden die notwendigen Renovationsarbeiten ausgeführt sowie im Jahre 1980 die Betriebswäscherei erneuert und ein Ausbau des Brandschutzes vorgenommen. Kleinere Umbauten ermöglichten es, dass von 1984 an 133 Einerzimmer zur Verfügung standen. Am 11. Mai 1987 genehmigte die Delegiertenversammlung einen Rahmenkredit für die Einführung der EDV.

Im Laufe der Zeit erfuhr die Herkunft der Heimbewohner eine starke Wandlung. Im Jahresbericht 1981 wird dazu festgestellt, «dass nach der Gründung der Genossenschaft vor allem Pensionäre und Patienten aus den Trägergemeinden in Frienisberg Aufnahme und ein Zuhause fanden. Diese Entwicklung hielt bis zur Einführung des neuen kantonalen Fürsorgegesetzes und der modernen Sozialgesetzgebung des Bundes mit Invalidenversicherung, Ergänzungsleistungen und Hilflosenentschädigungen an.



Das aus der Klosterzeit stammende Tonnengewölbe im Wirtshaus «Hirschen»
(Foto: F. Rausser).

Heute nun wählt der Fürsorgebedürftige sein Alters- und Pflegeheim selbst. Das hat für Frienisberg, das in bezug auf seine Trägerschaft exterritorial liegt, zur Folge, dass nur noch der kleinere Teil von Neueintritten aus den Heimgemeinden stammt.» So entfielen beispielsweise vor zehn Jahren von insgesamt 325 Heimbewohnern nur noch 107 auf die Genossenschaftsgemeinden.

Eine schwerwiegende Veränderung zeigte sich ebenfalls im Gesundheitszustand der in das Heim eintretenden Menschen. So wird im Jahresbericht 1979 festgestellt, dass die Zahl der Pensionäre steigt, die mit physischen oder psychischen Problemen belastet sind. Als Folge davon stiegen die Anforderungen an die Betreuung und Pflege, was eine Personalvermehrung nach sich zog. Waren in Frienisberg Ende 1981 insgesamt 120 Angestellte tätig, davon 22 als Teilzeitbeschäftigte, so teilten sich am 1. Januar 1997 insgesamt 246 Personen in die bewilligten 167 Stellen, davon leisteten 81 Teilzeitarbeit, und 80 wirkten als Aushilfen.

In den letzten zwanzig Jahren ging in Frienisberg die Zahl der Heimbewohner erheblich zurück, sank sie doch von 191 Männern und 158 Frauen Ende 1978 auf 136 Männer und 123 Frauen Ende 1996. Diese Veränderung ist die Folge einer Entwicklung, wonach alte Menschen, sofern sie noch einigermaßen gesund sind, kaum mehr in ein Altersheim eintreten. So wandelt sich Frienisberg zunehmend vom Altersheim zum Pflegeheim, das auch jüngere Chronischkranke aufnimmt. Ausdruck der aktuellen Situation ist ebenfalls das angestiegene Durchschnittsalter der Heimbewohner, das sich von 1978 bis 1996 für Männer von 68 auf 72 und für Frauen von 68 auf 79 Jahre erhöht hat.

Mit dem Jahre 1988 begann in Frienisberg eine neue Epoche, einerseits verursacht durch veränderte, ausserhalb des Heims liegende Rahmenbedingungen und andererseits durch den altersbedingten Wechsel in der Heimleitung. Gestützt auf neue Statuten und auf eine überarbeitete Grundkonzeption wurden ein Organigramm geschaffen, ein Leitbild formuliert und die notwendigen Reglemente erarbeitet. Unverändert blieb die soziale Aufgabe und die äussere Form der Dorfgemeinschaft, die Frienisberg auszeichnet. In der Überprüfung des Vorhandenen wurde Beständenes und Erneuerungsbedürftiges sorgfältig voneinander geschieden, wobei sowohl die Organisation als auch die ganze Bausubstanz, sowohl die Pensionärenbetreuung als auch der Personalbestand und die Führung einbezogen worden sind. Fundierte Kenntnisse und Erfahrungen ermöglichten neue Lösungen, getragen durch das Ineinanderverwobensein



Zimmer im Pensionärenhaus.



Cafeteria.

von Fortschritt und Tradition. Unverändert blieb jedoch stets der Massstab, der Wert und Würde des menschlichen Lebens in den Mittelpunkt stellt.

Gestützt auf eine Untersuchung des Zustandes sämtlicher Bauten im Jahre 1988 wurden für die folgenden Jahre die Unterhaltsarbeiten geplant, wobei der grösste Teil der Renovations- und Sanierungsarbeiten durch die eigenen Gewerbebetriebe ausgeführt wird. Im weiteren konnte 1990 das Pflege- und Erholungszentrum mit Cafeteria, Lädeli, Coiffeur-Salon, Pédicure-Zimmer, Physiotherapie-Raum und Psychiatrie-Besprechungszimmer bezogen werden. Drei Jahre später waren nach kurzer Bauzeit die neue Apotheke und das neue Ambulatorium betriebsbereit, so dass nun dem medizinischen Dienst moderne Untersuchungs- und Behandlungsräume zur Verfügung stehen. Eine für die Heimbewohner zeitgemässe Bereicherung des Unterhaltungsangebotes brachte 1992 der Anschluss sämtlicher Heimbauten an das Kabelfernsehnetz der Gemeinde Seedorf.

Im Jahr 1992 drängte sich eine Überprüfung der zum Teil erneuerungsbedürftigen dezentralen Heizungsanlagen auf. Das Bestreben der Heimbehörden, eine optimale Verbindung ökologischer und ökonomischer Gegebenheiten zu erreichen, führte zur Projektierung einer Energiezentrale mit Holzschnitzelfeuerung. Im Januar 1995 stimmte der Regierungsrat dem Vorhaben zu, so dass noch im gleichen Jahr mit dem Bau begonnen werden konnte. Mitte September 1996 erfolgte die Inbetriebnahme der Heizungsanlage mit einem Leitungsnetz von 2800 Metern. Bis 1998 werden alle Gebäude des Heimbetriebes, des Gewerbes sowie die Personalhäuser angeschlossen sein. Eine weitere dringende Sanierungsarbeit betraf die grosse Heimküche, die 1996 nach neuesten Erkenntnissen umgebaut und mit modernsten Geräten ausgestattet wurde. Von zukunftsweisender Bedeutung ist für Frienisberg der vollständige Umbau des sogenannten Männerhauses in ein Wohnheim für behinderte Frauen und Männer, mit Wohn-, Aufenthalts-, Arbeits- und Freizeitbereichen und mit einer durchwegs behindertengerechten Infrastruktur. Das Projekt wurde vom Grossen Rat am 15. November 1995 genehmigt, so dass im Frühjahr 1996 die Bauarbeiten in Angriff genommen werden konnten.

Heute umfasst der ausgedehnte Besitz des Alters- und Pflegeheimes Frienisberg 40 Gebäude und 147,4 ha Land, davon 14,7 ha Wald und 35,8 ha Alp. Die Gebäudeversicherungssumme beträgt Fr. 88 115 000.—.



Ambulatorium.



Apotheke.

In den Statuten des Alters- und Pflegeheims Frienisberg ist festgehalten, dass «das Heim der Aufnahme von Personen dient, die nicht in der Lage sind oder es nicht mehr wünschen, ihr Leben selbständig zu führen.» Diese Bestimmung ermöglicht es, sowohl betagte als auch körperlich oder geistig behinderte Menschen aufzunehmen. Sie werden im Sinne der ganzheitlichen Erhaltung und Förderung von Körper, Seele und Geist von geschultem Personal durch den Alltag begleitet, betreut und gepflegt. Heimleitung und Angestellte zeigen viel Verständnis für die Bedürfnisse, Wünsche und Sorgen der Heimbewohner, und es wird stets versucht, auf ihre individuellen Anliegen einzugehen und sie als Angehörige der Gesellschaft so weit als möglich in das Leben der Umwelt zu integrieren.

Die medizinische Betreuung der Heimbewohner wird von Ärzten des Bezirksspitals Aarberg, von einem Facharzt der Psychiatrischen Klinik Münsingen sowie von einem Augenarzt des Inselspitals Bern sichergestellt. Um mit dem Fortschritt in allen Bereichen mithalten zu können, wird in Frienisberg der kontinuierlichen Aus- und Weiterbildung des Personals grosse Bedeutung beigemessen. Dass Frienisberg seit 1989 zu den vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannten Schulstationen zählt, darf ebenfalls hervorgehoben werden. Damit dient das Alters- und Pflegeheim der Personalausbildung einerseits durch die regionale Schule für praktische Krankenpflege und andererseits durch die regionale Spitalgehilfenschule, die beide dem Bezirksspital Aarberg angegliedert sind. Eine sinnvolle Ergänzung der medizinischen Betreuung bietet die begleitende Seelsorge mit regelmässigen reformierten und katholischen Gottesdiensten. Abwechslung in den Alltag bringen die zahlreichen vom Heim oder von auswärtigen Vereinen gebotenen Darbietungen. Erlebnishöhepunkte eines Jahres sind jeweils der seit 1979 im Mai durchgeführte Basar, sodann im August die Sichte und im Dezember die Weihnachtsfeiern sowie insbesondere die Tagesausflüge im Sommer.

An der Schwelle zum zweiten Jahrhundert bestätigt sich auch für Frienisberg die alte Erkenntnis, dass einzig der Wechsel das Beständige ist. So befindet sich denn das Alters- und Pflegeheim an seinem 100. Geburtstag mitten in einer bedeutenden Wandlung, die für die Zukunft neue Aufgaben bringen wird. Möge es Behörden und Heimleitung gelingen, die Eigenständigkeit von Frienisberg zu erhalten, um den Betrieb wie bisher auch weiterhin ohne finanzielle Staatshilfe führen zu können, im Interesse der Heimbewohner und der Öffentlichkeit.



Am Nordhang des Frienisbergplateaus liegt das Alters- und Pflegeheim; ein kleines Dorf.



(Luftaufnahme: Scorti Jehle, Bern).

Präsidenten der Delegiertenversammlung

Gottfried Scheidegger, Huttwil	1897 – 1916
Ernst Dür-Sieber, Kaufmann, Burgdorf	1917 – 1927
Fritz Leuenberger, Landwirt, Rüegsau	1928 – 1933
Paul Steiner, Konsumverwalter, Huttwil	1934 – 1956
Alfred Zingg, Lehrer, Affoltern	1957 – 1980
Ulrich Bernhard, Landwirt, Ballmoos	1981 –

Präsidenten des Verwaltungsrates

Rudolf Leuch, Ingenieur, Utzenstorf	1897 – 1911
Rudolf Bütikofer, Amtsschreiber, Fraubrunnen	1912 – 1915
Johannes J. Fischer, Landwirt, Utzenstorf	1916 – 1918
Johann Ursenbacher, Gemeindeschreiber, Utzenstorf	1919 – 1933
Fritz Sommer, Müller, Oberburg	1934 – 1945
Fritz Wyss, Regierungsstatthalter, Burgdorf	1946 – 1949
Karl Fischer, Landwirt, Utzenstorf	1950 – 1964
Moritz Magron, Notar, Koppigen	1965 – 1969
Gottfried Stucker, Fürsorger, Burgdorf	1970 – 1977
Werner Gallati, Dr. rer. pol., Burgdorf	1978 – 1981
Werner Liechti, Landwirt, Lützelflüh	1982 – 1994
Elisabeth Herzig, Haushaltlehrerin, Rütligen	1995 –

Präsidenten des Verwaltungsausschusses (bis 1989 Direktion)

Jakob Schär, Regierungsstatthalter, Burgdorf	1897 – 1900
Jakob Witschi, Landwirt, Hindelbank	1901 – 1913
Wilhelm Ziegler, Pfarrer, Burgdorf	1914 – 1921
Hans Born, Polizeiinspektor, Burgdorf	1922 – 1932
Johann Ursenbacher, Gemeindeschreiber, Utzenstorf	1933 – 1948
Fritz Wyss, Regierungsstatthalter, Burgdorf	1949 – 1963
Karl Fischer, Landwirt, Utzenstorf	1964 – 1969
Fritz Moser, Landwirt, Heimisbach	1970 – 1981
Werner Gallati, Dr. rer. pol., Burgdorf	1982 – 1990
Rudolf Fischer, Landwirt, Utzenstorf	1991 –

Direktoren (bis 1989 Verwalter)

Friedrich Gerber-Marschall	1897 – 1922
Fritz Gerber-Marti	1923 – 1957
Peter Gerber-Rauber	1958 – 1988
Beat Bigler-Stauffer	1989 –

Jahresbericht des Rittersaalvereins

Beat Gugger und Heinz Fankhauser

Jahresversammlung 1996

Die Jahresversammlung wurde am 14. August 1996 im Stadthaus abgehalten. Nach den üblichen Vereinsgeschäften hielt der Historiker Jean-Pierre Giger einen Vortrag zum Thema «Pestalozzi – aktueller denn je». Das Hauptgewicht legte der Referent dabei auf Pestalozzis Burgdorfer Zeit (1799–1804). Im Schloss Burgdorf versuchte Pestalozzi vier Anstalten in einer zusammenzufassen: Schule, Internat, Lehrerseminar und Waisenhaus. Gleichzeitig entwickelte er seine «Methode», die er dann in seinem epochemachenden Werk «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» niederschrieb. Nach dem hörenswerten Vortrag gab es noch eine kurze Diskussion.

Trotz der unbestrittenen Aktualität Pestalozzis war die Doppelausstellung im Kornhaus und im Schloss kein grosser Publikumserfolg. Es scheint, dass mit Gotthelf mehr Leute zu mobilisieren sind als mit Pestalozzi.

Vorstand

Anlässlich der Frühjahrs-Sitzung traf sich ein Teil des Vorstandes am 13. Mai 1997 im Museum Neuhaus in Biel. Unter der kundigen Führung von Dr. Pietro Scandola erhielten die Vorstandsmitglieder einen Eindruck des neukonzipierten Museums.

Personelles

Ein Jubiläum seltener Art feierte Fritz Rentsch 1997: 25 Jahre Billett- und Aufsichtsdienst im Schlossmuseum. Zusätzlich zum «Jubiläumstropfen»,

der ihm bereits überreicht worden ist, sei ihm hier ganz herzlich für seine Treue und Einsatzbereitschaft gedankt.

Für die Mitarbeit im Vorstand konnte Ruedi Boss, Lehrer, gewonnen werden. Mit seiner Hilfe hoffen wir, besser auf die Wünsche und Anforderungen der Schulen aus der Region Burgdorf eingehen zu können.

Ausbau der Dauerausstellung

Im Rahmen der Umgestaltung der Dauerausstellung wurde im Winterhalbjahr das über dem Rittersaal gelegene Geschoss neu konzipiert. Zusammen mit Yvonne Greisler wurde eine repräsentative Auswahl aus unserer Keramiksammlung getroffen.

Die Lage des Raumes im vierten Obergeschoss des Palas bringt es mit sich, dass die Vitrinen nicht zu schwer, nicht zu gross und demontierbar sein müssen. Die Eigenkonstruktion aus einem tragenden Metallgerüst, Glasscheiben und einem hölzernen Unterbau entspricht den vorgegebenen gestalterischen Gesichtspunkten. Die praktische Bewährung wird sich in den nächsten Jahren erweisen.



Der Keramiksaal mit den neuentwickelten Vitrinen.



Lampen aus der Sammlung Haueter. Zuerst werden sie inventarisiert und nachher in der Ausstellung als Einzelobjekte gezeigt.

In den letzten zwei Jahren ist ein grosser Teil der Sammlung von Lampen, Waffen, verschiedensten Erinnerungsstücken sowie auch eine Vielzahl von privaten Fotografien des Landarbeiters Werner Haueter (vgl. Jahresbericht 1996) ins Museum gekommen. Um den Besucherinnen und Besuchern die Motivation des privaten Sammlers einerseits und die Aufgaben und Ziele des Museums andererseits aufzuzeigen, sind im Dachgeschoss des Palas in einer Vitrine die beiden Objektpräsentationen nebeneinandergestellt. Dem Publikum wird damit ein kleiner Einblick in die Aufgaben des Museums – sammeln, inventarisieren, erhalten und ausstellen – gewährt. Das Schlossmuseum besitzt eine grosse Sammlung von Massen und Gewichten. In der europäischen Zivilisation bilden sie seit Jahrhunderten einen wichtigen Bestandteil der Alltagskultur. Die Aufsicht über Mass und Gewicht war ein bedeutendes landesherrschaftliches Recht. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte jede Region und jeder Berufszweig eigene Masse und Gewichte. In der Schweiz wurden die verschiedenen regionalen und kantonalen Systeme erst am 1. Januar 1877 endgültig abgelöst durch die nun definitive Einführung von Meter, Liter und Kilogramm.

Ausstellungen und Öffentlichkeitsarbeit

Im Emmental stand vom Frühling 1997 an der Dichter Jeremias Gotthelf (1797–1854) im Zentrum des Interesses. Im Reigen einer Vielzahl von kleinen Ausstellungen stand auch die von Heinz Fankhauser konzipierte Ausstellung «Gotthelf und die Medien» im Schlossmuseum (Realisierung Beat Gugger, unter Mithilfe von Werner Lüthi und Simone Fankhauser).

Dass der Pfarrer und Schriftsteller aus Lützelflüh als grosser Sozialkritiker die Missstände der beginnenden Modernisierung im Alltag und in der ländlichen Umwelt in der Mitte des 19. Jahrhunderts anprangerte, ist heute den wenigsten «Gotthelfliebhabern» bewusst. Geblieben ist das Bild einer (vermeintlich) heilen Welt «... wie zu Gotthelfs Zeiten». Das Bild, das von Gotthelfs Werken heute verbreitet ist, wurde wohl vor allem durch Ernst Balzlis Gotthelf-Hörspiele der fünfziger und sechziger Jahre, aber auch durch Franz Schnyders Gotthelf-Filme geprägt.

Gezeigt wurden in der Ausstellung die Medien, die Gotthelf selber nutzte: Zeitung, Buch und Kalender.

Das Bild von Gotthelfs Werk wird durch die neueren, verklärenden Interpretationen des 20. Jahrhunderts stärker geprägt als durch die eigentlichen Texte Gotthelfs selber. Nach seinem Tode erhielten nach und nach die Medien Theater, Radio-Hörspiel und Film eine neue wichtige Bedeutung. Ohne diese Medien wäre sein Werk nicht mehr so volksnah, wie es sich heute darstellt.

Am 4. Mai 1997 beteiligten sich 18 interessierte Besucherinnen und Besucher unter der Leitung von Heinz Fankhauser an einer Führung durch die Ausstellung. Mit dem Postauto ging es sodann nach Heimiswil, wo die Gruppe von Peter Lüdi im Löwen-Stock – Drehort einer Filmszene aus «Uli der Knecht» – begrüsst wurde. Nach einer Lesung und einem Imbiss wurden Sequenzen aus Film und Radio von Gotthelf-Produktionen vorgeführt.

Die Besucherzahl blieb 1996 mit rund 6000 Besuchern konstant, ebenso die Benützung des Rittersaals für private und öffentliche Anlässe: Hochzeits-, Geburtstags- und andere Apéros, Konzerte und Tagungen.

Hervorzuheben ist der Besuch der Teilnehmer des 8. Kartographiehistorischen Colloquiums in Bern im Oktober 1996. Grosse Beachtung fanden dabei unsere vier Wandkarten aus dem 17. Jahrhundert von W. Blaeu, die von internationaler Bedeutung sind.

Ein Konzert der besonderen Art ertönte an einem Sommerabend des August 1996 im Rittersaal: «Musique pour les châteaux», ausgeführt von Anne Kirchmeier aus Sion und Enrico Casularo aus Rom. Dasselbe Konzert wurde ebenfalls in verschiedenen Schlössern der Romandie dargeboten.

Leihgaben

Mit seinem reichen Fundus an Gegenständen beteiligte sich das Schlossmuseum an verschiedenen Ausstellungen in der ganzen Schweiz:

- Berner Keramik – Céramiques bernoises in Neuchâtel, Biel, Burgdorf (Kornhaus) und im Ballenberg
- «Alpenglühén» im Forum Schlossplatz Aarau
- «Revolution» im Pharmazie-Historischen Museum Basel
- «Vom Milchchacheli zum Ankeplättli» im Milchwirtschaftlichen Museum Kiesen
- «Die Familie zur Zeit Gotthelfs» im Kornhaus Burgdorf
- «Im Emmental», Gemeindesaal Burgdorf

Konservatorische Arbeiten

Im Rahmen der Vorbereitungsarbeiten der Keramik-Ausstellung im Palas konnte die Nach-Inventarisierung der gesamten Keramik im Frühjahr abgeschlossen werden. Bis Ende des Sommers wurden die letzten Objekte aus der Sammlung von Werner Haueter erfasst, insgesamt gegen 600 Objekte. Heinz Fankhauser und Walter Bögli kümmern sich auch weiterhin um Werner Haueter, dessen Wohnung in Hasle geräumt werden musste und der nun im Alters- und Pflegeheim Frienisberg lebt.

Historismus-Möbel. Das bereits im letzten Jahr ins Schlossmuseum gelangte zweiteilige Historismus-Möbel ist eine interessante Ergänzung zu der aus Frankreich stammenden Kommode im Stil «Napoleon III» (vergleiche Jahresbericht im Burgdorfer Jahrbuch 1992). Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten sich erstmals grössere Teile der Bevölkerung mit mehr als dem unmittelbar Notwendigen einrichten. Die aufkommende Industrie stellte Güter in grossen Massen her, die zu



Zweiteiliges deutsches Historismusböbel, 2. Hälfte 19. Jahrhundert (Foto: A. Liechti).

erschwinglichen Preisen von einer breiteren Bevölkerungsschicht erstanden werden konnten. Mit repräsentativen Möbeln, Stoffen, Tapeten und kleineren Zier-Einrichtungsgegenständen versuchte das Bürgertum die Repräsentationsräume des Adels zu imitieren. Zusammen mit dem aufkommenden Verständnis für die Vergangenheit und historische Prozesse beginnt man sich – mitten in der beginnenden Industrialisierung – für die alten überlieferten Handwerkskünste und Stile vergangener Epochen zu interessieren. Der sich aus dem Kunstgewerbe entwickelnde *Historismus* verwendete alte, aus der Stil-Geschichte überlieferte Formen, die in Möbeln und Gebrauchsgegenständen neu kombiniert wurden und, in grossen Massen produziert, eine weite Verbreitung fanden. Unser – für diese Epoche – relativ kleines, 190 cm hohes und 100 cm breites Möbelstück stammt wohl aus der Mitte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Stempel «Zollstelle Emmishofen» (Grenzübergang bei Kreuzlingen) auf der Unterseite des unteren Kastens belegt, dass das Buffet aus dem Deutschen Reich stammen muss. Als neueste Mode stand es sicher am Ende des 19. Jahrhunderts in einem vornehmeren Haushalt in Burgdorf, bis es dann im Laufe des 20. Jahrhunderts als veralteter Kitsch auf den Estrich wanderte. Gut ein Jahrhundert später wird nun diese Epoche in der Kunst- und Kulturgeschichte neu entdeckt und in vielen Bereichen umfassend dokumentiert. Von besonderem Reiz ist, dass dieses Möbelstück aus der Gründungszeit des Rittersaalvereins stammt.

Ankäufe und Geschenke

Suppenküche 1910. Im laufenden Jahr konnten wir ein kleines, ungerahmtes Ölgemälde auf Leinwand (32,5 cm × 44 cm) erwerben. Die Signatur weist auf den Burgdorfer Kaufmann und Laienmaler *Johann Friedrich Wermuth* (1857–1928) und das Entstehungsjahr 1910. Die Reproduktion unseres Bildes zierte die Titelseite des am 29. Mai 1910 als Nr. 1 erschienenen «Suppenfreundes». Die Zeitung, deren zweite (und wohl letzte) Nummer am 5. Juni 1910 erschien, begleitete den gleich lange dauernden Wohltätigkeits-Bazar zugunsten der Burgdorfer Suppensparküche. Durchgeführt wurden verschiedenste kulturelle Anlässe wie Konzerte, Abendunterhaltungen und Kunstausstellungen im Hotel Guggisberg (beim Hauptbahnhof), dem Park-Hotel (beim Bahnhof Steinhof) und dem Gemeindesaal. Es ist anzunehmen, dass der Erlös zum Bau der nach einem



Johann Friedrich Wermuth (1857–1928): Blick in die Suppensparküche, 1910.

Projekt von Bauinspektor Fritz Locher (1876–1972) westseitig ans Kornhaus angebauten «Suppensparküche» (1911) eingesetzt wurde. Im Zuge der Renovation des Kornhauses wurde das Gebäude um 1989 wieder abgebrochen.

Verheerende Hungersnöte und Teuerungen, verbunden mit den durch die Industrialisierung bedingten gesellschaftlichen Veränderungen waren im 19. Jahrhundert für die unteren Bevölkerungsschichten oft der Grund für Elend und Armut. Bereits im Teuerungsjahr 1817 versuchte man in Burgdorf mit einer ersten Sparsuppen-Aktion der Not zu begegnen. In der Folge der Kartoffelmisserte von 1846 realisierte die Gemeinnützige Gesellschaft zusammen mit der Stadt die Errichtung einer «Muesküche» im «Waschhaus bei der Schaal» (wohl Marktlaube/Pfisterngasse). Zweck der Sparsuppenanstalt war, «ändern das Kochen unnötig zu machen durch Zubereiten und Verabfolgen einer nahrhaften und kräftigen, Leib und Seele zusammenhaltenden, schmackhaften, möglichst konsistenten und dicken Mittagssuppe. (...) Jede Portion misst $\frac{1}{2}$ Liter und kostet nur 5 Rappen» (Aus: «Der Suppenfreund» Nr. 2).

Unser kleines Bild zeigt die Armen (vorwiegend Frauen) sowie bedürftige Schulkinder, die für den Bezug ihrer Ration anstehen. «Das Austeilen der Suppe (Verkauf und Inkasso) wird im Wechsel von 32 Herren hiesiger Stadt, von Kontrolleuren, in sehr verdankenswerter Weise unentgeltlich besorgt» (Aus: «Der Suppenfreund» Nr. 2).

Bereits 1867 und dann wieder 1878 wurde je ein Bazar zur Beschaffung von Geldmitteln veranstaltet. Mit dem grosszügigen Legat des Käsehändlers Heinrich Fehr (1815–1890) konnte ab 1890 die Fehrsche-Suppenparküche betrieben werden. Dies diente zusammen mit den Einkünften des Bazars von 1910 zur Errichtung der «Suppensparküche» neben dem Kornhaus. Das kleine Gemälde von J. F. Wermuth gibt uns einen seltenen Einblick in den Betrieb einer Suppensparküche.

(Angaben: Zeitung «Der Suppenfreund» Nr. 1 und Nr. 2, 1910; Dr. Alfred G. Roth; Jürg Schweizer: Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Die Stadt Burgdorf. Basel 1985.)

Aus der bunten Vielfalt von Objekten, die wir freundlicherweise geschenkt erhielten, möchten wir einige Spezialitäten besonders hervorheben:

Armbrust, Ballhandschuhe, Cachepot (Keramik), Dragonersäbel, Etui, Fächer, Garnwinden, Hüte, Japankorb, Klappsessel, Lampen, Massleisten, Nachttopf, Okarina, Pulverwaage, Quirl, Röntgenfotografien, Spielsachen, Schulwandbilder, Studentenmützen, Touristikplakate, Uniformen, Vorlageheft zum Zeichnen, Waschgold aus der Emme, Zither.

Donatoren aus Burgdorf

Trudi Aeschlimann
Nachlass Arthur Ahlvers
Rösli Bösiger
Hansueli Dür
Maria Dür-Zimmermann
Beat Gugger
Wilfried Kötter
Marlis Lauffer
Marion van Laer-Uhlmann
Nachlass Alice Leibundgut
Adrian Lüthi

Werner Lüthi
Regierungsstatthalteramt
Reinhold de Quervain
Alfred G. Roth
Armin Schertenleib
Lucie und Gottlieb Schletti
Ruth Schmid
Lukas Tschumi
Katharina Wiedmer
Frau Zaugg-Dähler

Auswärtige Donatoren

Archäologischer Dienst des Kantons Bern

Verena Bornhauser, Basel

Fred Bucher, Zürich

Hans Günter, Otelfingen

Werner Haueter, Frienisberg

Franz Haussener, Lyssach

Frau Halbenleib-von Arx, Utzenstorf

Ruth Ith-Werthmüller, Nidau

Peter Jost-Stöckli, Wynigen

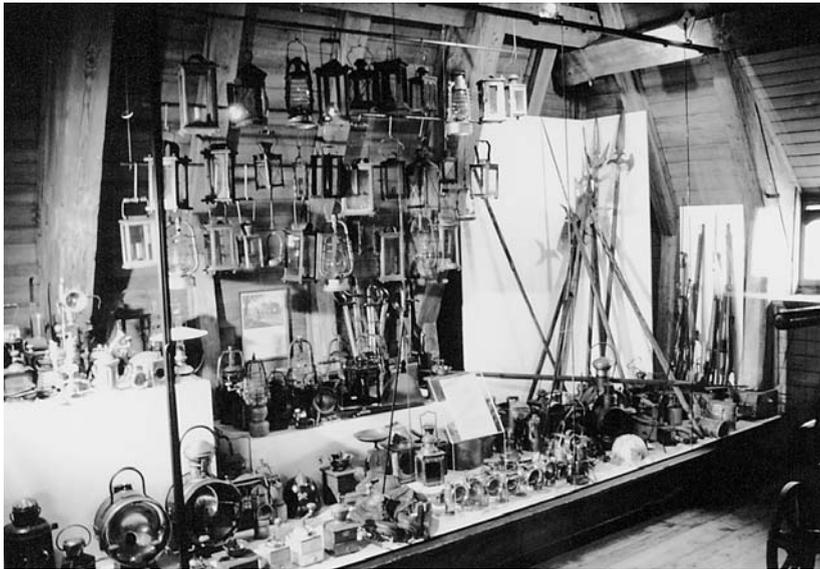
Walter Kupferschmid, Wohlen

Annemarie Müller, Gränichen

Hans Plüss, Bern

Werner Rütli, Utzenstorf

Marianne Ryser-Howald, Biel



Die Ausstellung mit dem Sammelgut von Werner Haueter im Dachstock des Palas.

Jahresbericht der Casino-Gesellschaft

Willi Fankhauser

Die Casino-Gesellschaft Burgdorf begann ihre Veranstaltungsreihe 1996/97 am 28. Oktober 1996 mit der ordentlichen Hauptversammlung. Haupttraktanden waren neben dem wiederum erfreulich positiven Rechnungsabschluss die Wahlen; an Stelle des nach langjähriger Tätigkeit als Rechnungsrevisor zurücktretenden Walter Staub wurde Vreni Righetti gewählt und Res Hänsenberger als Revisor-Suppleant bestimmt. Martin Moser, Dozent an der Ingenieurschule Burgdorf, wurde neu in den Vorstand aufgenommen.

Im anschliessenden zweiten Teil referierte und musizierte der Anglist und Musiker Dr. Franz Andres zum Thema «Folksongs der Britischen Inseln».

Dr. Andres gelang es ausgezeichnet darzustellen, warum die Volkslieder der britischen Inseln nach wie vor so populär sind, sei es beim geselligen Sing-Song im Pub, sei es in Folk-Clubs oder sei es in Interpretationen durch bekannte Rockmusiker wie zum Beispiel Status Quo. Sicher ist ein Grund dafür, dass die Lieder im Zug des amerikanischen Folkrevivals von jungen britischen Musikern wiederentdeckt und zum Teil neu interpretiert wurden. Voraussetzung dafür war jedoch, dass diese Lieder für Interessierte zugänglich sein mussten. In Grossbritannien und Irland unterhalten die staatlichen Radiostationen BBC und RTE sehr umfangreiche Aufnahmearchive. Das Liedersammeln hat auf den britischen Inseln Tradition: die ersten Anthologien gehen ins 18. Jahrhundert zurück. Aus der riesigen Auswahl der Folksongs präsentierte Dr. Andres einige typische Beispiele. Das Schwergewicht des Vortrags lag jedoch nicht auf einer volkscundlichen oder literarischen Analyse, sondern vielmehr auf einem gelungenen Versuch, diese Songs anhand von tönenden Beispielen lebendig werden zu lassen. (Text: Martin Moser)

Der bekannte Kulturhistoriker Dr. Peter Sommer, Herrenschwanden, berichtete am 18. November 1996 über «Die zwei Leben des Berndeutschforschers Emanuel Friedli».

Obwohl Emanuel Friedli keine autobiographischen Aufzeichnungen hinterlassen hatte, gelang es Dr. Peter Sommer, der im Auftrag der Simon-Gfeller-Stiftung eine vielbeachtete Friedli-Biographie verfasst hat, dank akribischer Forschungsarbeit ausgezeichnet, das wechselvolle Leben des Volkskundlers, Sprach- und Kulturforschers vom kleinen Buben armer Webersleute zum Primarlehrer, Theologen und letztlich zum Sprachwissenschaftler und Schöpfer eines so bedeutenden Werkes wie des sieben umfangreiche Bände umfassenden «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums» nachzuzeichnen.

Als einzigartige wissenschaftliche Leistung Friedlis darf wohl die von ihm praktizierte Feldforschung, d. h. die minutiöse Datensammlung vor Ort, eingestuft werden, verweilte er doch jeweils drei Jahre in der gewählten Gemeinde, um zu Fuss von Haus zu Haus das Sprachgebiet «abzuklopfen», um Wort und Wortbedeutung im Zusammenhang mit den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung in Erfahrung zu bringen.

Simon Gfeller, sozusagen Friedlis Tutor während dessen Arbeit am Band «Lützelflüh», musste angesichts der sich korbweise häufenden handgeschriebenen Zettel mahnend auf deren Auswertung aufmerksam machen. Dr. Peter Sommer über Friedli: «Emanuel Friedli war ein bescheidener, oft skurriler Mann, eher kleingewachsen, aber seine Arbeit als Kulturforscher, Volkskundler und Dialektologe ist riesengross: Ein Denkmal für die bernische Sprache seiner Zeit, unvergängliches Dokument eines hervorragenden Geistes.»

Am 16. Dezember 1996 sprach Dr. Léon André, Strahlenphysiker am Inselspital Bern, über «10 Jahre nach Tschernobyl: Energie, Umwelt, Risiko».

Das Ereignis von Tschernobyl hat in den betroffenen Gebieten zu unsagbar viel Leid geführt. Es hat aufgezeigt, dass unsere Energieproduktion mit massiven Risiken für Mensch und Umwelt verbunden ist. Zehn Jahre nach Tschernobyl müssen wir uns die Frage stellen, ob wir die Lektion gelernt haben: Haben wir den Stellenwert der Energie für unsere Gesellschaft überprüft? Haben wir versucht, die Risiken der verschiedenen Energieproduktionen unvoreingenommen gegeneinander abzuwägen? Haben

wir uns die Frage gestellt, welche Risiken wir für wieviel Energie eingehen wollen? Haben wir uns darum bemüht, die verschiedenen Energieformen nicht nur nach ökonomischen Gesichtspunkten, sondern auch nach ihren physikalischen Eigenschaften einzusetzen? Haben wir ein Gesamtkonzept für die Energieproduktion, die Energieverteilung und den Energieverbrauch gesucht? Diese hochaktuellen Fragen erläuterte Dr. André fachmännisch und trotzdem allgemeinverständlich in seinem interessanten Referat und zeigte anhand von praktischen Beispielen (z. B. Wärmekopplung), dass es zehn Jahre nach Tschernobyl (noch) nicht zu spät ist, sich dieser Fragen anzunehmen. (Text: Martin Moser)

Zum 200. Geburtstag von Jeremias Gotthelf/Albert Bitzius sprach der Berner Germanist Prof. Dr. Hanns Peter Holl am 19. Januar 1997 über Gotthelfs Erzählung «Die Gründung Burgdorfs oder Die beiden Brüder Sintram und Bertram».



Jeremias Gotthelf.

Prof. Dr. Hanns Peter Holl, Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bern und bekannter Gotthelf-Forscher, verwies einleitend auf das ausgeprägte Interesse Gotthelfs für historische Fakten und machte besonders darauf aufmerksam, dass die in gewaltigen Bildern heraufbeschworene wilde Vorzeit auch die eigene Gegenwart Gotthelfs, die 1840er Jahre, widerspiegeln und aktuelle Bezüge zur Geschichte der Schweiz vor der Gründung des Bundesstaates (Freischarenzüge, Sonderbundskrieg) aufweise.

In der Sage selbst versetzt uns Gotthelf in die Zeit der Merowinger um 700 n. Ch. Die Schweiz ist nur ganz dünn besiedelt. Zwischen dem Felsen, auf dem heute die Burg von Burgdorf steht, die von den Brüdern Sintram und Bertram im Auftrag des Merowinger Königs Pippins II. gebaut wird, und dem Kloster Solothurn dehnt sich ein sumpfiger Urwald aus. Oberhalb des heutigen Burgdorf erstreckt sich ein geheimnisvoller See, in dem ein Drache haust. Christen und Heiden (Druiden) leben noch nebeneinander. Eine Druidentochter mit dem Namen Emma (= Emme) erregt die Liebe und Eifersucht der beiden Brüder Sintram und Bertram.

Gotthelf schildert in grandiosen Bildern die furchterregende Nacht, in der die Elemente Feuer, Luft, Erde und Wasser über die Gegend hereinbrachen, den Damm, der die Emme staute, zerrissen und die Brüder den Kampf mit dem Drachen unter Beihilfe der wohlthätigen Jungfrau siegreich bestanden. Gotthelfs meisterhafte Schilderung der Naturgewalten, insbesondere derjenigen des Wassers, erinnert an die «Wassernot im Emmental am 13. August 1837», und der Drachenkampf lässt an die Auseinandersetzung mit den scheusslichen Spinnen in der Erzählung «Die schwarze Spinne» denken.

Prof. Holl machte denn auch darauf aufmerksam, dass die Erzählung von der Gründung Burgdorfs am Schluss des Zyklus «Bilder und Sagen aus der Schweiz» stehe, in dem auch «Die schwarze Spinne», «Geld und Geist», «Der Druiden» und «Der letzte Thorberger» enthalten seien.

Zum 200. Geburtstag von Jeremias Gotthelf/Albert Bitzios redete der ehemalige Lützelflüher Pfarrer Hans Künzi am 27. Januar 1997 über «Anschaulichkeit und sprachliche Ausdruckskraft bei Gotthelf».

Als Referent für die zweite Gotthelf-Veranstaltung konnte der ehemalige Pfarrer und weitherum als Kenner des Werks von Jeremias Gotthelf bekannte Hans Künzi aus Sumiswald gewonnen werden.

Seine Absicht war, für einmal mehr die Art und Weise, *wie* Gotthelf etwas sagte, als *was* er sagte, in den Vordergrund zu stellen, obwohl natürlich beides eng verknüpft, Inhalt und Stil letztlich nicht voneinander zu trennen seien.

Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit seiner Sprache beruhten auf Gotthelfs Beobachtungsgabe, seiner Phantasie und seiner Vorliebe für den farbigen Dialekt.

Hans Künzi betonte, wie wichtig dem Dichter der Gebrauch berndeutscher Wörter war, dass er immer wieder gesagt hätte, vieles lasse sich nur in Mundart wiedergeben, der Dialekt sei gar bündig und kräftig, manches verdiene, in den deutschen Sprachschatz aufgenommen zu werden. Der Referent verdeutlichte Gotthelfs elementare Ausdruckskraft etwa anhand der Bezeichnungen für Männer und Frauen. So nennt der Dichter die Männer etwa «donnschtigs Schnürfli», «e Stopfi», «e Knüder» oder «e Zatter». Nicht weniger treffend beschreibt er die Frauen: «es Häpeli», «e Plättere», «e Gränne», «e Tasche».

Dem ehemaligen Lützelflüher Pfarrer gelang es ausgezeichnet, des Dichters bildhafte Sprache lebendig werden zu lassen, so dass sich Zuhörerinnen und Zuhörer etwa vorstellen konnten, wie ein gotthelfscher Pfarrer «das Kanzelbrett gehörig bepaukte».

Hans Künzi schloss seinen interessanten Vortrag mit einem Zitat des Literaturkritikers Walter Muschg: «Er hat eine eigentümliche Art, im Abstrakten konkret zu bleiben. In Gotthelfs Sprache ist alles gesehen, gerochen, geschmeckt und abgetastet.»

Am 17. Februar 1997 sprach der Gymnasiast Till Bay über das Land und die Kultur Malaysias (Diavortrag im Völkerkundemuseum).

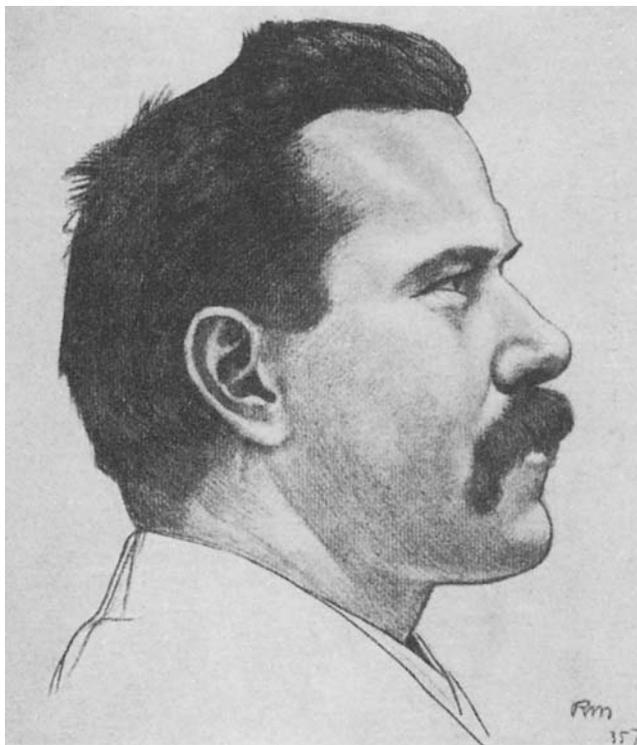
Till Bay verbrachte 1996 im Rahmen eines Austauschprogramms ein Jahr in Malaysia. Er lebte im Süden der Hafenstadt Melakka in einem Kautschuk-Plantagen-Dorf. Er berichtete über Malaysia als wirtschaftlich aufstrebender Tigerstaat und die damit verbundenen Probleme.

In einem weiteren Teil beleuchtete er auch die drei in Malaysia lebenden Völker, die Malayen, die Chinesen und die Inder, und deren Zusammenleben im Vielvölkerstaat. Im dritten Teil des Vortrages erzählte Till Bay von seinen Erfahrungen in seiner chinesischen Gastfamilie, von seiner Schule und vom Alltag als weisser Sonderling in dieser exotischen Umgebung, die ihn so oft herausgefordert hatte. (Text: Till Bay)

Am 3. März 1997 referierte der in Lützelflüh aufgewachsene Seminarlehrer Dr. Christian Joss über «Simon Gfeller zwischen Heimatdichtung und Weltliteratur».

Der Referent verstand es hervorragend, den als Dichter des Emmentals wohlbekannten und gern gelesenen Autor anhand von geschickt ausgewählten Textstellen in einem weitgefassten Rahmen über das Lokale hinaus in ein neues Umfeld zu rücken.

Obwohl Gfeller seine Werke aus der Nähe zu Land und Volk des Emmentals gestaltet hat und diese in vielerlei Hinsicht Abbild des wirklichen Lebens sind und durchaus auch Lokalkolorit – wie etwa in «Niggels Blueschtfahrt» – aufweisen, darf man dem Dichter zubilligen, dass seine Motive weit über die engere Heimat hinausreichen und wesentliche Grundfragen des menschlichen Daseins aufwerfen.



Rudolf Mürger: Simon Gfeller.

So stellte Dr. Joss etwa die These auf, «Heimisbach», das bekannte Erstlingswerk Gfellers, könnte zur Weltliteratur gezählt werden, wenn es in der Hochsprache vorläge. Gfeller stehe mit seinen Werken in einem Spannungsverhältnis zwischen Nähe zum Volk und geistiger Weitsicht. Es liessen sich nicht nur Parallelen zu Gfellers Vorbild J. P. Hebel, sondern auch zu Goethe, Gottfried Keller, Hermann Hesse, sogar zu Dichtern der englischen Literatur feststellen. Und für sie alle gelte, was Simon Gfeller über das Volksleben an Josef Reinhart geschrieben habe:

«Glaube mir, das Volksleben in seiner billionengestaltigen Fülle ist immer noch nicht ausgeschöpft, Hunderte können noch schöpfen, denn es ist ein Lebendiges, ewig Wechselndes, stets in neuen Farbmischungen Erstrahlendes.»

Zum Abschluss der Vortragssaison 1996/97 sprach am 17. März 1997 der Tessiner Künstler Adriano Antonini aus Morcote über das Thema «Homo faber – homo ludens, Betrachtungen eines Töpfers».

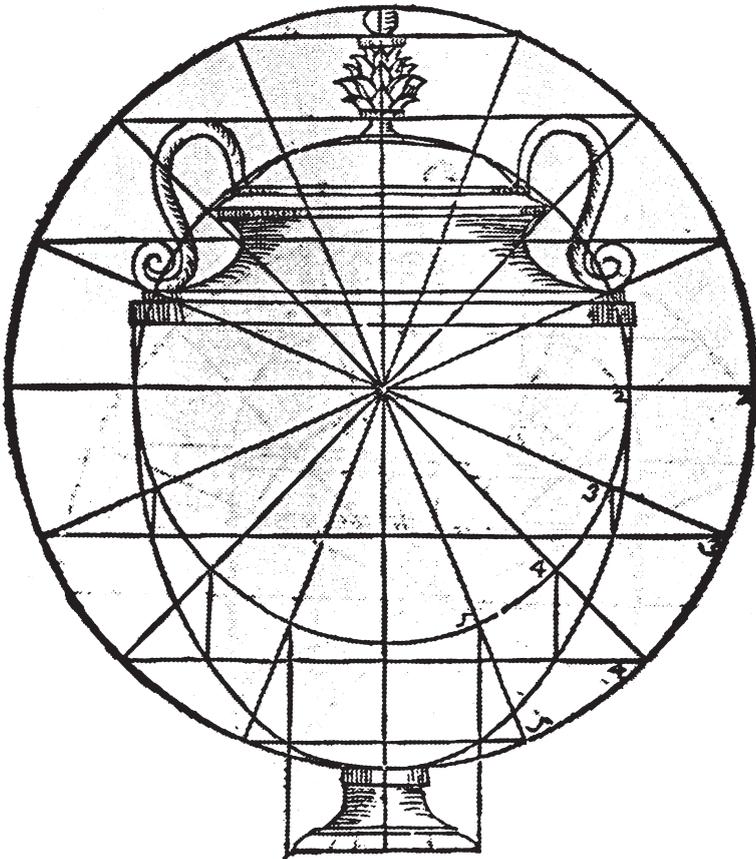
Adriano Antonini, ein in Luzern aufgewachsener Tessiner, gelernter Keramiker, arbeitet in Morcote im eigenen Atelier. Der international tätige und bekannte Künstler arbeitet für Architekten und Bauherren. Seine Spezialität ist insbesondere die Anfertigung künstlerischer Wanddekorationen grösseren Ausmasses wie etwa in Singapur. Daneben arbeitet Adriano Antonini auch als Ausbildner von Studenten verschiedener Keramikschulen.

Der Künstler führte eine interessierte Zuhörerschaft in einem Streifzug durch die Entwicklungsgeschichte des Töpferhandwerks und der zu dessen Ausübung notwendigen Hilfsmittel, zum Beispiel der Töpferscheibe. Mit subtilem Einfühlungsvermögen sprach Adriano Antonini ausführlich über die Entwicklung der Vase, die als Symbolträgerin bei den Griechen eine einmalige Blütezeit erfuhr.

Sinnvoll ausgewählte farbige Abbildungen ergänzten und illustrierten die Ausführungen des Referenten.

In über 10 000 Bränden hat Adriano Antonini in dieser wohl berührungsentensivsten aller Kunstformen eine so subtile Beziehung zum Material entwickelt, dass die elegante Leichtigkeit und schwebende Transparenz seiner Kompositionen oft vergessen lassen, dass diese fragilen Gebilde die brutale Hölle des Brennofens überstehen mussten, um als gelungene Synthesen der vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer, als poetische Metapher der Natur zu wirken.

Motivation für diese Arbeit und den Spass daran war und ist nach wie vor auch der homo ludens, den es ohne den homo faber nicht geben kann, vollzieht sich doch ein tätiges Leben im Wechsel beider Formen.



Die Vase als geometrisches Studienobjekt; aus Sebastiano Serlinos
«Libro Primo d'Architettura», ed. Venezia 1560.

Aus dem Museum für Völkerkunde Burgdorf:

Die Totenfigur des Didi aus Theben-West in Oberägypten

Alexandra Küffer, Ägyptologin

Seit Mai 1995 ist im Museum für Völkerkunde Burgdorf die *ägyptische Sammlung* in einer Dauerausstellung zu sehen. Gezeigt werden 55 Objekte, die einen Einblick in die Jenseitsvorstellungen und die Totenversorgung der alten Ägypter geben. Auf dem Rundgang durch die als Grabanlage konzipierte Ausstellung gelangt der Besucher zu einer Vitrine, in der neben Objekten, die der Regeneration des Verstorbenen im Jenseits dienten, mehrere Statuetten stehen. Eine davon zieht die Aufmerksamkeit des Betrachters besonders auf sich: Sie besticht durch ihre Grösse, die gut erhaltenen Farben und die sorgfältige Bemalung sowie die mehrzeilige Hieroglypheninschrift. Wie der letztjährigen Publikation «Collections égyptiennes publiques de Suisse» zu entnehmen ist, – in der diese Figur übrigens zusammen mit den zwei Särgen des Museums als bemerkenswertes Objekt («objet remarquable») besonders hervorgehoben wird – handelt es sich um die Totenfigur eines Mannes mit Namen Didi. Der Umstand, dass die Statuette (jedenfalls im Moment) weder eine Inventarnummer noch ein Karteikärtchen besitzt, das uns weitere Informationen liefern könnte, lässt natürlich vermehrte Neugierde aufkommen. Woher stammt die Figur? Wer hat sie gefunden und in welchem Jahr? Wer war dieser Didi, dessen Name und Titel am Anfang der Inschrift stehen, und wann hat er gelebt? Existieren von ihm noch mehr Objekte, und wo befinden sie sich heute?

Das Jenseits als Fortsetzung des irdischen Daseins

Seit frühester Zeit machten sich die alten Ägypter über die Beschaffenheit des Jenseits Gedanken. Der Tod, in Texten oft mit dem Ausdruck «Landen am Ufer der Ewigkeit» umschrieben, bedeutete für sie nämlich kein endgültiges Ende, sondern er galt vielmehr als eine Schwelle zu einer neuen

Existenz im jenseitigen Bereich, die man sich als Fortsetzung des irdischen Daseins vorstellte. Ein Wiederaufleben im «Schönen Westen» war aber nur für den Menschen in seiner Ganzheit und Vielschichtigkeit möglich, weshalb der Mumifizierung und Erhaltung des Körpers besondere Bedeutung zukam. Nach altägyptischer Auffassung war alles, was zum Leben gehörte, ebenfalls Bestandteil des Jenseits, wobei man sich vor allem die Fortdauer der angenehmeren Tätigkeiten wünschte. Essen und Trinken, das Feiern von Festen im Familien- und Freundeskreis, Musik und Tanz, die Freuden der Liebe sowie ungehinderte Bewegungsfreiheit sollten die Verstorbenen auch jenseits des Todes erfreuen.

Dabei ist es für den alten Ägypter jedoch kennzeichnend, dass er nicht davor zurückscheute, auch im Jenseits selbst Hand anzulegen und aktiv für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. So zeigen ihn Darstellungen im Grab beim Pflügen, Säen und Ernten in den üppigen Gefilden des Jenseits. Nur von den lästigen Fronarbeiten – dem ewigen Bewässern und Wegschaffen des auf den Feldern liegenden Sandes – wünschte der Tote erlöst zu sein. Diese unerwünschten Tätigkeiten überliess er seinen Totenfiguren, deren Aufgabe es war, sie an seiner Stelle zu erledigen.

Zeittafel

<i>Vorgeschichte</i>	4300–3000 v. Chr.
<i>Frühzeit, 1./2. Dynastie</i>	3000–2700 v. Chr.
<i>Altes Reich, 3. – 8. Dynastie: Pyramidenzeit</i>	2700–2150 v. Chr.
<i>Erste Zwischenzeit, 9./10. Dynastie</i>	2150–2000 v. Chr.
<i>Mittleres Reich, 11. – 14. Dynastie</i>	2000–1650 v. Chr.
<i>Zweite Zwischenzeit, 15. – 17. Dynastie</i>	1650–1550 v. Chr.
<i>Neues Reich, 18. – 20. Dynastie: u. a. Hatschepsut, Echnaton, Tutanchamun, Ramessiden</i>	1550–1070 v. Chr.
<i>Dritte Zwischenzeit, 21. – 24. Dynastie</i>	1070– 715 v. Chr.
<i>Spätzeit, 25. – 30. Dynastie</i>	715– 330 v. Chr.
<i>Ptolemäerzeit, Kleopatra</i>	330– 30 v. Chr.

Die Totenfiguren – Arbeiter für das Jenseits

Solche Totenfiguren – mit ihrer altägyptischen Bezeichnung auch «Uschebti» genannt – gehören seit dem Beginn des Mittleren Reiches (vgl. Zeittafel) zur Grabausstattung. Sie sind meist von mumienförmiger Gestalt und galten ursprünglich als eine Art Ersatzkörper des Verstorbenen, für den Fall, dass seine Mumie zerstört oder beschädigt würde. Diese frühen Uschebti tragen nur kurze Inschriften mit Namen und Titeln des Toten. In der 13. Dynastie erscheint erstmals eine längere Aufschrift, die sich in verschiedenen Varianten bis zum Ende der pharaonischen Zeit erhält. Dieser sogenannte Uschebti-Spruch, der den Titel «ein Uschebti Arbeit leisten zu lassen im Totenreich» trägt, schildert Zweck und Aufgaben der Totenfigur und macht deutlich, dass sich diese vom Abbild des Toten zu seinem Stellvertreter gewandelt hat. Der Text lautet folgendermassen:

*O ihr Uschebti,
wenn ich verpflichtet werde, irgendeine Arbeit zu leisten,
die dort im Totenreich geleistet wird –
wenn nämlich ein Mann dort zu seiner Arbeitsleistung verurteilt wird –,
dann verpflichte du dich zu dem, was dort getan wird,
um die Felder zu bestellen und die Ufer zu bewässern,
um den Sand des Ostens und des Westens überzufahren.
«Ich will es tun – hier bin ich!» sollst du sagen.*

Die Uschebti-Figur wird vom Verstorbenen aufgefordert, alle anfallenden unangenehmen öffentlichen Arbeiten, zu denen er vom Jenseitsherrscher aufgerufen wird, zu übernehmen und als Ersatz für ihn einzuspringen. So leitet sich auch die Bezeichnung «Uschebti» vom altägyptischen Wort «uscheb» für «antworten» ab und weist auf die Funktion des Uschebti als Antwortefigur hin, die an Stelle des Toten auf die Befehle des Gottes antworten und diese ausführen soll.

Die Anzahl der sowohl Männern wie auch Frauen ins Grab mitgegebenen Figürchen ist zunächst variabel. Mit der Zeit entwickelt sich jedoch eine Idealzahl von 365 Uschebti, das heisst eine Figur für jeden Tag des Jahres. Hinzu können noch Aufseherfiguren in der Tracht der Lebenden treten, die – oft mit einer Geissel oder einem Stock ausgerüstet – darüber wachen, dass jeder Uschebti seiner Pflicht nachkommt und die ihm zugewiesene Aufgabe erfüllt. Im Idealfall kommt auf zehn Arbeiter ein Aufseher, was im ganzen 36 ergibt. Dazu gesellt sich noch ein Oberaufseher.

Seit dem Beginn des Neuen Reiches werden auch den Königen Uschebti mitgegeben. So befanden sich im Grab des Tutanchamun insgesamt 417 Totenfiguren, in demjenigen von Sethos I., dem Vater Ramses' II., sollen es sogar rund 700 gewesen sein.

Während die ältesten Uschebti aus Wachs oder Nilschlamm gearbeitet sind, werden später verschiedene Gesteinsorten wie Kalk, Granit, Quarzit, Alabaster (Kalzit), Schiefer und Serpentin sowie Holz, ägyptische Fayence oder sogar Bronze benutzt. Die für die Feldarbeit notwendigen Werkzeuge, wie Hacken, Dechsel und Körbe für das Wegschaffen des Sandes, wurden den Figuren entweder als Miniaturmodelle separat mitgegeben oder direkt aufgemalt.

Die Totenfigur des Didi

Die Totenfigur des Didi gehört mit ihren 27 cm Höhe zu den grösseren Vertretern ihrer Art. Sie ist aus grauem Kalkstein gearbeitet und polychrom bemalt. Die Farben sind vor allem an der Perücke teilweise abgerieben, haben sich jedoch im Ganzen gut erhalten. Die Nase der Figur ist abgebrochen. An der rechten Beinpartie der Figur ist ein Teil abgesplittert, so dass das Ende der drei unteren Schriftzeilen beschädigt ist. Die Totenfigur ist mumienförmig gestaltet, wobei die Umhüllung weiss bemalt ist. Auf dem Kopf trägt sie eine voluminöse dreigeteilte dunkelblaue Perücke, die die Ohren bedeckt und mit gelb-roten Bordüren an den Haarenden versehen ist. Das Gesicht ist von rotbrauner Farbe. Der gerade geschnittene Mund ist dunkelbraun bemalt. Besonders ausdrucksstark sind die Augen der Figur wiedergegeben: Die hochgezogenen Augenbrauen, die Umrandung der Augen und die Pupille sind schwarz, der Rest des Augapfels weiss. Schminkestrich und Augenbrauen sind weit nach hinten gezogen und reichen fast bis an den Rand der Perücke.

Um den Hals trägt die Figur einen breiten Kragen, dessen Perlen in mehreren Reihen angeordnet und abwechselnd rot und schwarz auf gelben Grund gemalt sind. Die Arme sind plastisch hervorgehoben und über der Brust gekreuzt, wobei die geschlossenen Hände aus der Mumienumhüllung ragen und auf dem Halskragen liegen. Die Handgelenke sind mit einem Armband geschmückt. Interessant ist, dass die Figur keine Werk-



zeuge trägt. Auf der Beinpartie sind in fünf waagrechten Zeilen Name und Titel des Didi sowie eine verkürzte Fassung des Uschebti-Spruches angebracht. Die kursiv geschriebenen Hieroglyphen sind schwarz gemalt und die Zeilen mit roter Farbe eingefasst.

Name und Titel des Besitzers

Glücklicherweise hat sich die Inschrift gut erhalten und gibt uns einen Hinweis auf die Herkunft der Totenfigur. In der obersten Schriftzeile werden nämlich Namen und Titel ihres Besitzers genannt. Demnach wurde die Figur für einen Mann namens Didi angefertigt. Da hinter seinem Namen das Zeichen «Wurfholz» geschrieben steht, mit dem die alten Ägypter ausländische Begriffe kennzeichneten, kann vermutet werden, dass Didi kein Ägypter war, sondern aus dem vorderasiatischen oder lybischen Raum stammte.

Didi trägt den Titel «Diener an der Stätte der Wahrheit», wobei der altägyptische Begriff für «Diener» wörtlich übersetzt «Einer, der das Rufen hört» lautet. Mit diesem Titel werden all jene bezeichnet, die mit den Arbeiten an den Grabanlagen der Pharaonen im Tal der Könige und an den Gräbern der Königsgemahlinnen und Prinzen im Tal der Königinnen betraut waren. Die im Titel vorkommende Bezeichnung «Stätte der Wahrheit» bezieht sich auf das gerade im Bau befindliche Königsgrab. Didi gehörte somit zur «Mannschaft Pharaos», deren Aufgabe es war, für den jeweils regierenden Herrscher ein Haus für die Ewigkeit zu schaffen. Ihm und seinen Kollegen verdanken wir die grossartigen Gräber im Tal der Könige, die alljährlich von Tausenden von Touristen besucht werden. Diese Künstler und Handwerker lebten zusammen mit ihren Familien nicht weit vom Tal der Könige entfernt in der abgeschlossenen Siedlung Deir el-Medineh.

Die Künstler- und Handwerkersiedlung von Deir el-Medineh

Die Siedlung Deir el-Medineh liegt auf dem westlichen Nilufer gegenüber dem heutigen Luxor in einem kleinen Tal am Fuss des ersten Höhenzuges unweit des Totentempels von Medinet Habu und des Ramesseums. Sie wird auf drei Seiten vom thebanischen Westgebirge und seinen Ausläufern umgeben. Der moderne arabische Name Deir el-Medineh bedeutet «Klo-

ster der Stadt» und bezieht sich auf den im Norden der Siedlung gelegenen Tempel, der in koptischer Zeit zu einem Kloster wurde. Die alten Ägypter nannten das Dorf schlicht «pa demi, die Stadt».

Zu Beginn des Neuen Reiches wurde Theben zur Hauptstadt von Ägypten, und die Pharaonen liessen ihre Grabanlagen auf dem Westufer in einem abgelegenen Wüstental anlegen, welches heute den Namen «Tal der Könige» trägt. Das Arbeiterdorf von Deir el-Medineh wurde wahrscheinlich in derselben Zeit gegründet. Möglicherweise entstand es schon unter Amenophis I., dem zweiten König der 18. Dynastie, der später zusammen mit seiner Mutter besonders in der Arbeitersiedlung als Schutzheiliger der Totenstadt göttliche Verehrung genoss.

Nach dem Tode des letzten Ramessiden wurde das Tal der Könige als Begräbnisplatz der Pharaonen aufgegeben. Die Könige der 21. Dynastie liessen sich in ihrer neuen, im Ostdelta gelegenen Hauptstadt Tanis beisetzen. Damit verloren die Handwerker und Künstler von Deir el-Medineh ihre Arbeit, und die Siedlung wurde bald darauf von ihren Bewohnern verlassen. Wie zahlreiche Funde belegen, wurde die Nekropole jedoch während der ganzen Dritten Zwischenzeit weiterhin verwendet, wobei jedoch kaum neue Gräber angelegt, sondern ältere usurpiert und wiederbenutzt wurden.

Die heute noch stehenden Ruinen, die ungefähr den Umfang des Dorfes während des späten Neuen Reiches wiedergeben, erlauben es, sich ein recht genaues Bild der Anlage zu machen: Die Häuser drängten sich am Talboden auf engem Raum zusammen. Das Dorf war von einer Mauer umgeben und konnte nur an zwei bewachten Eingängen im Norden und Westen betreten werden. Ungefähr in der Mitte verlief in Nord-Süd-Richtung eine Strasse, von der im rechten Winkel zwei Gassen abgingen. Zu beiden Seiten der Wege lagen die Eingänge zu etwa 70 kleinen Wohnhäusern, die alle einen ähnlichen Grundriss aufwiesen: Von der Strasse trat man in einen ersten Raum, der wohl vor allem dem Empfang von Gästen diente. Gleichzeitig scheint es auch der Ort gewesen zu sein, an dem die Frauen des Hauses sich aufhielten. Von ihm gelangte man zu einem zweiten, grösseren Raum, der mit einer Art Diwan ausgestattet war. Dort sass wohl üblicherweise der Hausherr, führte seine Geschäfte und empfing Gäste. Im Boden dieses Raumes befand sich eine Öffnung, durch die man in den Keller gelangte. An diesen Hauptraum schlossen sich ein oder mehrere kleine Vorratsräume an, die auch als Schlafräume dienten. Hinter diesen lagen die offene Küche mit dem Ofen zum Backen von Brot sowie die auf das



Rekonstruierte Grabanlage eines Bewohners von Deir el-Medineh mit einer von einer Pyramide bekrönten Kapelle; vor der Kapelle der Schacht als Eingang zum unterirdischen Teil des Grabes; hinten am Hügel das französische Grabungshaus.

Dach führende Treppe. In der Regel schliefen einige Familienmitglieder wohl auf dem Dach. Die Wände der Wohnhäuser scheinen teilweise mit mehrfarbiger Bemalung dekoriert gewesen zu sein.

Während die Siedlung im Tal lag, befanden sich die Gräber der Bewohner am Berghang. Ihr oberirdischer Teil bestand aus einem offenen rechteckigen Hof, der mit einer Steinmauer eingefasst war. Eng an den Felsen gebaut, stand eine kleine, mit einer Ziegelpyramide bekrönte Kapelle. Dieser Teil der Anlage blieb auch nach dem Begräbnis zugänglich. Dort versammelten sich die Verwandten und Freunde, um des Verstorbenen zu gedenken und mit ihm gemeinsam zu feiern. Durch einen im Hof gelegenen Schacht gelangte man zur Grabkammer, die in Deir el-Medineh immer eine farbenfrohe Bemalung aufweist. Dieser unterirdische Trakt war dem Verstorbenen vorbehalten und wurde nur anlässlich einer Bestattung geöffnet.

Alltagsleben in Deir el-Medineh

Die grosse Bedeutung von Deir el-Medineh liegt darin, dass sie eine der wenigen erhaltenen Siedlungen aus pharaonischer Zeit ist. Nicht nur Grösse und Struktur des Dorfes sowie die Wohnverhältnisse seiner Bewohner lassen sich rekonstruieren, sondern durch die Tausenden von Fundstücken gewinnen wir faszinierende Einblicke in das Alltagsleben der Bevölkerung. Möglich machen dies Funde aus dem Dorf selbst, aber auch aus den wenigen intakt entdeckten Gräbern. Erwähnt sei an dieser Stelle nur dasjenige des Sennedjem, das heute zum Pflichtprogramm jeder Reise nach Oberägypten gehört. Es sind jedoch vor allem die Ostraka, die den Alltag und die Arbeit dieser Gruppe von spezialisierten Künstlern und Handwerkern aus dem alten Ägypten wieder lebendig werden lassen. Ostraka sind handtellergrosse Ton- oder Kalksteinscherben, die überall massenweise herumlagen und als billiges Schreib- und Skizzenmaterial dienten. Sie berichten uns über die Organisation und die Arbeit an den Gräbern im Tal der Könige, über die Versorgung der Arbeiter mit dem nötigen Werkzeug sowie über ihre Entlohnung, die monatlich in Form von Naturalien ausbezahlt wurde. So verdiente zum Beispiel ein Vorarbeiter zwei Sack Gerste und 5½ Sack Emmer-Weizen, ein einfacher Arbeiter nur 1½ Sack Gerste und 4 Sack Emmer-Weizen. Die Handwerker und Künstler arbeiteten im Staatsdienst und waren militärisch straff organisiert. Sie wurden in eine «linke» und «rechte» Seite eingeteilt, wobei jede Seite unter

der Führung eines Vorarbeiters stand, welcher von je zwei «Schreibern des Königsgrabes» unterstützt wurde. Diese führten in bürokratischer Weise genaue Listen über Lieferungen und Verbrauch von Material, Werkzeugen und Lampen sowie über die Anwesenheit der Arbeiter und die bei Abwesenheit vorgebrachten Entschuldigungen. Daraus kann ersehen werden, dass sich schon die alten Ägypter Originelles einfallen liessen, um nicht zur Arbeit erscheinen zu müssen. So hören wir, dass ein Mann sich krank gemeldet hat, weil er seiner Frau bei der grossen Wäsche helfen musste. Ein anderer gibt als Grund seine Faulheit an.

Gearbeitet wurde morgens und nachmittags, mit einer Pause dazwischen. Eine Arbeitswoche zählte neun Arbeitstage und einen freien Tag. Dazu kamen noch zahlreiche Fest- und Feiertage. Die Arbeiter kehrten nicht jede Nacht in ihr Dorf zurück, sondern übernachteten in Hütten im Tal der Könige oder auf der Passhöhe. Auf den Ostraka werden auch verschiedene Berufsgruppen genannt. Neben den schon erwähnten Schreiber und Vorarbeiter sind Bezeichnungen für Oberhandwerker, Steinmetze, Bildhauer, Umrisszeichner, Maler und Maurer belegt. Den auf der Totenfigur des Didi genannten Titel «Diener an der Stätte der Wahrheit» tragen in Deir el-Medineh die einfachen Arbeiter, die nicht in einer gehobenen Position tätig waren. Auf anderen Stücken seiner Grabausstattung wird Didi jedoch auch als «Oberhandwerker» bezeichnet (s. Kapitel «Die Entdeckung von Didis Grab»).

Auf den Ostraka finden sich ebenfalls Protokolle von Gerichtsfällen zu Erbstreitigkeiten, Diebstahl, Zeugenbestechung und anderen juristischen Problemen. Wir erfahren zum Beispiel, wie lange sich Leute vor Gericht um einen entliehenen Esel gestritten haben. Erhalten haben sich auch Berichte an Vorgesetzte, Eheverträge, Rechnungen über Lieferungen von Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Möbeln sowie literarische Texte, die als Übungen für die Schreiber dienten. Ebenfalls aus Deir el-Medineh ist uns der erste Streik der Menschheitsgeschichte überliefert: Aufgrund ausbleibender Verpflegungsrationen marschieren die Arbeiter vor eines der offiziellen Gebäude des Westufers und führen dort mit der Parole «Wir haben Hunger» einen Sitzstreik durch.

Das Ostrakamaterial vermittelt uns ein sehr lebendiges Bild vom Leben einer aussergewöhnlichen Gruppe von Menschen, zu denen auch Didi gehörte, die zwar nicht der Oberschicht angehörten, aber doch über einen gewissen Wohlstand verfügten. Weil sie in die Geheimnisse des Königsgrabes eingeweiht waren, lebten sie von der übrigen Bevölkerung isoliert,

genossen aber wegen ihrer wichtigen und ehrenvollen Aufgabe auch einen besonderen Schutz und Status.

Die Entdeckung von Didis Grab

Durch seinen Titel wissen wir, dass Didi in der Siedlung von Deir el-Medineh gelebt hat. Aber wo auf dem Friedhof der Siedlung wurde seine Totenfigur genau entdeckt? Wer machte den Fund, und in welchem Jahr geschah es?

Das Dorf von Deir el-Medineh wurde anfangs des 19. Jahrhunderts von europäischen Reisenden wiederentdeckt und auf der Suche nach wertvollen Altertümern gründlich geplündert. Zu den bekanntesten Persönlichkeiten, die in Theben-West Schätze aus dem alten Ägypten aufspürten, gehörten sicherlich der britische Generalkonsul Henry Salt und der in seinen Diensten stehende Giovanni Battista Belzoni genauso wie ihr Gegenspieler, der französische Konsul Bernardino Drovetti. Beide Parteien, die einander gegenseitig mit möglichst kolossalen Funden zu übertrumpfen versuchten, stiessen in Deir el-Medineh auch auf Objekte, die zur Grabausstattung des Didi gehörten und heute in renommierten Museen zu bewundern sind. So besitzt beispielsweise der Louvre in Paris eine Doppelstatue, die Didi und einen seiner Söhne namens Pendua zeigt. Sie gehörte ursprünglich zur Sammlung von Salt, die 1826 vom Louvre erworben wurde. Eine Stele des Didi, die ihn bei der Anbetung des Mondgottes Thot zeigt, steht heute im Fitzwilliam Museum in Cambridge, England. Sie stammt ursprünglich aus der Privatsammlung von Belzoni, der während seiner vierjährigen Tätigkeit in Ägypten im Auftrag von Salt unter anderem das Grab von Sethos I. entdeckte, das noch heute als schönste Anlage im Tal der Könige gilt. Die Sammlung von Drovetti schliesslich wurde vom ägyptischen Museum in Turin gekauft. Dort befinden sich heute zwei Totenfiguren des Didi und eine Stele eines weiteren Sohnes namens Amunnacht. Interessant ist, dass auf einer dieser Figuren Didi nicht den Titel eines Dieners trägt, sondern eines «Oberhandwerkers an der Stätte der Maat». Wir können also annehmen, dass er im Verlauf seines Lebens in der Arbeiterhierarchie aufgestiegen ist und diesen Titel wohl auch seinem Sohn Pendua, der zum Beispiel auf der Doppelstatue im Louvre ebenfalls als «Oberhandwerker» erscheint, vererbt hat.

Ab dem Jahr 1905 wurden mehrere Grabungskonzessionen für das Gebiet

von Deir el-Medineh vergeben. So waren dort in den Jahren zwischen 1905 und 1913 italienische und deutsche Missionen und von 1922 bis 1951 das «Institut français d'archéologie orientale» unter der Leitung des Ägyptologen Bernard Bruyère tätig. Da weder von den Italienern noch von den Deutschen vollständige Grabungsberichte verfasst worden sind, können wir von einem Glücksfall sprechen, dass unsere Totenfigur erst von den Franzosen gefunden wurde. Bruyère war der erste, der das Gebiet von Deir el-Medineh mit wissenschaftlicher Methodik bearbeitet und seine Funde vollumfänglich und möglichst exakt publiziert hat. Beim Durchsehen dieser Berichte stösst man in der Publikation des Jahres 1933 denn auch auf die Beschreibung der Totenfigur des Didi und einige Seiten weiter sogar auf das Photo, das bestätigt, dass es sich bei Bruyères Fund tatsächlich um die Burgdorfer Figur handelt.

Die Statuette wurde 1933 im südlichen Teil des Friedhofes von Deir el-Medineh in einem schon mehrmals geplünderten Grab gefunden. Bezeichnenderweise ist Bruyères erste «Trouvaille» in diesem Grab eine italienische Zeitung vom 7. Februar 1909! Neben der Totenfigur fand sich auch ein Fragment des Pyramidions von Didi, das einst die Spitze seiner Kapelle schmückte. In der näheren Umgebung dieses Grabes stiessen Bruyère und sein Team auf mehrere Fragmente, die entweder den Namen des Didi und/oder den seiner Söhne Pendua und Amun-nacht tragen. Bruyère hält Didi deshalb für den Besitzer dieses Grabes, das er wegen seiner Lage sowie der darin gefundenen Objekte in die Ramessidenzeit (19. und 20. Dynastie) datiert. Aufgrund stilistischer Kriterien kann angenommen werden, dass die Totenfigur aus der frühen 19. Dynastie stammt.

Zusammenfassend lässt sich zur Person des Didi folgendes sagen: Didi lebte um 1300 v. Chr. in der Handwerker- und Künstlersiedlung von Deir el-Medineh auf dem thebanischen Westufer. Er trug den einfachen Titel eines «Dieners an der Stätte der Wahrheit», wird jedoch auf anderen Objekten auch als «Oberhandwerker» bezeichnet. Den Namen seiner Frau kennen wir leider nicht, jedoch hatte Didi mindestens zwei Söhne namens Amun-nacht und Pendua, die ebenfalls in Deir el-Medineh lebten und arbeiteten. Er wurde in der Nekropole der Siedlung am Hang des Westgebirges beigesetzt. Das schon geplünderte Grab wurde im Jahr 1933 von Bruyère untersucht, wobei dieser die heute in Burgdorf befindliche Totenfigur entdeckte. Neben dieser sind noch zwei weitere Uschebti des Didi belegt, die sich im ägyptischen Museum von Turin befinden.

Offen muss im Moment die Frage bleiben, unter welchen Umständen und in welchem Jahr die Figur nach Burgdorf gekommen ist. Interessant mutet in diesem Zusammenhang eine Publikation über die französischen Ausgrabungen in Deir el-Medineh aus dem Jahr 1972 an, in der die Totenfigur des Didi unter denjenigen Objekten aufgeführt wird, deren Aufenthaltsort nicht mehr bekannt ist. Auch in den Museen können noch mancherlei Entdeckungen gemacht werden!

Literatur:

Chappaz, Jean-Luc und Poggia, Sandra, 1996: Collections égyptiennes publiques de Suisse. Cahiers de la Société d'Égyptologie, Genf.

Hornung, Erik, 1982: Tal der Könige – Ruhestätte der Pharaonen. Artemis Verlag, Zürich.

Isler, A., 1995: Altägypten – Jenseitsvorstellungen, in Museum für Völkerkunde: Einblicke – Durchblicke – Ausblicke. Burgdorf.

Shedid, Abdel Ghaffar, 1994: Das Grab des Sennedjem – Ein Künstlergrab der 19. Dynastie in Deir el-Medineh. Von Zabern, Mainz.

Bildnachweis:

Foto der Figur: Daniel Honegger, Muri b. Bern.

Foto der Siedlung: Thomas Schneider, Basel.

Farbe

Charles Mäder

Wer mit offenen Augen durch die Stadt und über Land geht, stellt bald fest, dass neben den Formen der Architektur auch die vorherrschenden Farben an Fassaden, auf Dächern und für einzelne Teile der Bauten sich im Laufe der Zeit ändern, ja man darf sagen, der Mode unterworfen sind. Es ist beileibe nicht so, dass in einer Zeit nur eine Farbe allein dominiert. Meist herrscht ein Nebeneinander verschiedener Vorlieben, und neue Tendenzen brauchen Zeit, bis sie sich ausgebreitet haben. Zudem prägen verwendete Materialien, die nicht gestrichen werden, durch ihre Eigenfarbe. Sichtbacksteine sind rot oder gelbrot, Holz variiert von Gelb über Braun bis Silber und Schwarz, Sichtbeton ist hellgrau bis dunkelgrau, Waschbeton wirkt braun-beige.

In der Stadt fallen die Fassaden am meisten auf, auf dem Land wirken, vor allem von weitem, die Farben der Dächer. Häuser an exponierten Hanglagen fallen viel mehr auf als Bauten in flachen Gebieten. Farben verändern sich im Laufe der Zeit. Sie können ausbleichen. Auf der Oberfläche einer Fassade oder eines Daches setzt sich Schmutz aus der Luft ab, Flechten und Moose siedeln sich an. Je nach der Struktur sind die Auswirkungen stärker oder schwächer. Trotz diesen Einschränkungen können Bilder entworfen werden, welche Ausdruck für die verschiedenen Zeiten sind.

Die recht intensiven, oft auch dunklen Farben des Jugendstils nach der Jahrhundertwende, vielfach mit gemalten Dekorationen, waren auf den städtischen Raum begrenzt und kamen im Emmental nur bei vereinzelt Bauten vor. Für bleibende Farbakzente sorgten die Bauten in gelb-rottem Sichtbacksteinmauerwerk. In der schwierigen Zeit nach dem ersten Weltkrieg dominierte zuerst das Grau der ungestrichenen Fassaden mit Besenwurfputz der frühen zwanziger Jahre.

Als Reaktion treten um 1930 immer mehr verputzte Fassaden mit recht kräftigen Farben auf, mit einer breiten Palette von Rot über Grün bis Gelb, auch bei uns mit Einflüssen der Art déco. Das Neue Bauen, wie es am Bauhaus entwickelt wurde, mit weissen Fassaden ist noch kaum anzutreffen.

Die Besinnung auf eigene Formen Materialien und die durch Materialknappheit erzwungene Rückkehr zu nüchternen einfachen Formen in den vierziger und fünfziger Jahren brachte für die Fassaden meist helles, leicht gebrochenes Weiss und neben grünen oder braunen Fensterläden wurden höchstens einfache Graffiti wie im Engadin als Schmuck angebracht. Die Dachfarben wechselten von Rot zu Braun, da fast ausschliesslich die neuen engobierten Doppelfalzziegel verwendet wurden.

Nach 1960 wurde im städtischen Raum mit den Grossüberbauungen das Grau der Sichtbetonplatten zu einer vorherrschenden Farbe, nur gebrochen durch farbige Elemente wie Storen. Bei kleineren Wohnbauten in den Dörfern wurde oft der modern gestaltete Baukubus unter einem asymmetrischen Dach mit seitlich herabgezogener Verkleidung versteckt. In Mode für die Dächer kamen anthrazitfarbene Eternitplatten.

Da diese Bauten trotzdem nicht zu den gewachsenen Dorfbildern passen wollten, wurden ab Mitte der siebziger Jahre die Forderungen nach Einpassung in bestehende Dorfbilder immer lauter. Ihnen wurde durch Fassaden in Ocker- und Brauntönen entsprochen. Die Dächer erhielten wieder Vordächer und die traditionellen Formen, oft mit Gerschildern. Im städtischen Raum kamen etwa gleichzeitig die Waschbetonelemente auf, welche farblich gut zu den Fassaden passten. Diese Bauten fallen heute tatsächlich kaum mehr auf, was keine zehn Jahre später als «anpässlerisch» kritisiert wurde.

Mit der Forderung, jede Zeit solle zeigen, was sie baut, folgte ab Mitte der achtziger Jahre die Rückkehr zu einer bunten Farbpalette zuerst in Pastelltönen, dann immer kräftiger werdend. Erstmals werden auch «exotische» Farben wie Lila, Blau, Senfgelb u. a. gebraucht, oft noch unterstützt von sehr kräftig bemalten Metallelementen. Ständig treten zudem neue Materialien auf. Die Farben können praktisch beliebig variiert werden. Als Dachmaterial werden wieder naturrote Ziegel verwendet. Sie sind zwar

nicht behandelt, aber wegen ihrer glatteren Oberfläche brauchen Flechten und Moose länger bis sie sich ansiedeln können und die Dächer leuchten lange intensiv in der Landschaft.

Unsere Dörfer und Städte sind weitgehend gebaut, das heisst im Verhältnis zum Bestehenden werden immer weniger neue Bauten dazukommen. Die Werterhaltung der Bauten macht von Zeit zu Zeit Renovationen auch an der Aussenhaut nötig. Diese Arbeiten spiegeln immer auch den Geist der Zeit, in der sie ausgeführt werden.

Es ist aus der Sicht des Heimatschutzes eine sehr wichtige Aufgabe, den Baubestand jeder Epoche zu bewahren. Das heisst nicht, dass keine Veränderungen möglich sind. Vielmehr sollen sich Bauherr und Handwerker in das Objekt und seine Umgebung vertiefen, die Zeit seiner Entstehung zu verstehen versuchen und die Material- und Farbwahl entsprechend treffen. Nicht nur ein unpassender Neubau kann ein Stadt- oder Dorfbild stören, auch das Verschwinden alter Elemente wie Fenstereinfassungen unter der glatten Fassade eines nachisolierten Hauses ist ein Verlust.



Die verschiedenen Bauepochen unterscheiden sich auch durch ihre Vorlieben für bestimmte Farbakzente: oben die ehemalige Bierbrauerei in der Lorraine Burgdorf, Aufnahme von 1946; unten die Mühle Landshut in Utzenstorf, Aufnahme von 1930.
(Fotos: Nachlass Bechstein im Bürgerarchiv Burgdorf)



Allen Unkenrufen zum Trotz: ein aktives und konstruktives sechstes Kornhaus-Jahr

Corinne Bretscher-Dutoit

Von manchen Medien zwar immer wieder mit düsteren Prognosen bedacht, hat sich das Kornhaus auch in seinem sechsten Jahr behauptet.

Galt es einerseits, im organisatorischen, personellen, technischen und finanziellen Bereich Anpassungen und Verbesserungen vorzunehmen, gelang es andererseits, zwischen Ende August 1996 und Ende August 1997 ein – der Situation entsprechend – weniger umfangreiches, aber dennoch vielseitiges Programm zu gestalten. Bei dessen Zusammenstellung wurden bewusst Öffnung und Vernetzung nach aussen angestrebt.

Dazu gehört jeweils auch mit einem Verkaufsstand die Beteiligung an der *Kornhausmesse*, die 1996 am Wochenende des 24./25. August erfolgte.

In der ersten Sonderausstellung – «*Aus Nähkorb und Kommode – Liebenswürdiges Sammelgut der Frau*» – des neuen Kornhausjahres zeigte Frau Heidi Haupt-Battaglia vom 30. August bis 20. Oktober im Foyer Schätze aus ihrer Privatsammlung: Kleingegenstände, die bis vor wenigen Jahrzehnten zum Lebens- und Arbeitsbereich der Frau gehörten. Allerlei zum Teil kunstvoll dekorierte Handarbeitsgeräte wie beispielsweise Nadeln und ihre Behälter, Fingerhüte, Scheren, Fadenspulen oder Klöppel sowie die mit ihrer Hilfe erstellten Kreationen – Knöpfe, Schliessen und Schnallen, Fächer, Lesezeichen, Schlüsselringe, Napperons, um nur einige zu nennen – lösten Staunen und Bewunderung über die Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit und Geduld unserer Mütter, Grossmütter und Ahninnen, aber auch Sinnieren über die damals traditionelle Rolle der Frau aus.

Im Rahmen der *zweiten Burgdorfer Krimitage*, an welchen sich viele Interessierte aus der Stadt und Besucher der weiteren Umgebung vom 2. bis

17. November beteiligten, war vom 24. Oktober bis 17. November die Ausstellung «*Das Kriminalmuseum erzählt*» im Foyer zu Gast. Eigens zu diesem Anlass aus Bestandteilen der zu Schulungszwecken unterhaltenen kriminaltechnischen Sammlung der Kantonspolizei Bern zusammengesetzt und unter dem Motto «Realität und Fiktion», präsentierte sie nicht nur beeindruckende und erschütternde Zeugnisse begangener Delikte und Verbrechen, sondern gewährte auch Einblick in die heutigen Aufklärungsmethoden der Polizei und in die Verbrechensforschung. Sie bot ausserdem – im Sinne der Prävention – durch Fachpersonen Sicherheitsberatung an. Die ausgiebige Berichterstattung in der Presse zeugte von der Beachtung, die dieser aussergewöhnlichen Ausstellung weitherum zuteil wurde.

Der 3. *Wiachtmärit im Kornhaus* vereinigte im Foyer vom 21. November bis 8. Dezember in einer attraktiven Weihnachts- und Verkaufsausstellung verschiedene Anbieterinnen aus der Stadt in bunten und dekorativen Ständen, die mancherlei originelle und reizvolle Geschenkideen vorschlugen. Im Sommer 1997 wird bereits der 4. *Wiachtmärit* vorbereitet.

Den Auftakt zur 1997er «Saison» bildete die 9. *Stubete* des Vereins Freunde des Kornhauses am 26. Januar im grossen Saal. Wiederum verstand es Käthi Röthlisberger, mit dem bekannten Trio Dysli-Kofmel (Schwyzerörgeli und Kontrabass) und Paul Niederhauser (lebhaft und einfühlsame Lesung von Emmentaler Literatur-Kostproben) eine fröhliche Veranstaltung für viele zu bieten. In beste Laune versetzt fanden manche der Anwesenden in der Folge mit ihren Instrumenten ebenfalls den Weg zur Bühne oder legten einige Tanzrunden ein. Den von Vorstandsmitgliedern des Vereins bereitgehaltenen Getränken und hausgemachten Backwaren wurde gleichzeitig rege zugesprochen.

Kreative Steckenpferde aus dem Gestüt des bildenden Kunsthandwerks stellten weit über 30 Angehörige der Bernisch-kantonalen Trachtenvereinigung unter dem Titel «*Hobby und Kunsthandwerk*» vom 6. Februar bis 9. März in die Eingangshalle und ins Untergeschoss ein. Im beinahe täglich stattfindenden Rahmenprogramm engagierten sich die Hobbykünstlerinnen und -künstler ferner mit Demonstrationen von vielerlei Techniken wie Kerbschnitzen, Brandmalen, Bauernmalerei, Aquarellieren,



Vernissage der Ausstellung «Das Kriminalmuseum erzählt».



3. Weihnachtsmärit im Kornhaus.

Kunststricken, Klöppeln, Frivolité, Patchwork, Stickerei verschiedener Art, Stroharbeiten und Kalligraphie.

Eine Gegenüberstellung von früherem und heutigem Schaffen zeigte vom 20. März bis 25. Mai die Wanderausstellung «*Berner Keramik aus Vergangenheit und Gegenwart*», mit der die Bernische Stiftung für angewandte Kunst und Gestaltung erstmals an die Öffentlichkeit gelangte. Wurden die exquisiten Exemplare alter Langnauer, Simmentaler, Thuner, Steffisburger und Heimberger Herkunft anerkennend begrüsst, gab manches der modernen Exponate zu Diskussionen Anlass. Damit war eines der Ziele der von Valeria Legena, Christoph Abbühl und Hanspeter Dähler konzipierten Präsentation erreicht: das Auslösen einer Auseinandersetzung mit der Aussage von kunsthandwerklichen und künstlerischen Gegenständen. Von Burgdorf aus reiste die Ausstellung auf den Ballenberg, wo sie von Juni bis Oktober verbleibt.

Einen weiteren Bezug von Gestern zu Heute schaffte vom 6. Juni bis 24. August die von Cornelia Weber in kürzester Zeit kreierte Sonderausstellung im Rahmen des Albert-Bitzius-Gedenkjahres «*Die Familie zur Zeit Gotthelfs*». In lebensgrossen Szenen von damals und jetzt liess sich im Vergleich nachvollziehen, dass «die gute alte Zeit» wohl nicht immer so wunderbar und schön war, wie es die «Nostalgie» vorgaukelt. Einen stilgerechten Auftakt dazu boten am Eröffnungstag das Duo Christian Schwander (Hackbrett) und Jürg Neuenschwander (Hausorgel) mit kommentierter Musik und Tänzen – «Hopser» und «Länguus» – aus Gotthelfs Zeit.

Die kommende 2. *PatCHquilt-Ausstellung* wird wohl wiederum eine grosse Zahl von Besucher/innen anziehen – aber psst! – davon soll erst im nächsten Jahrbuch die Rede sein . . .

Im Kornhausbericht des letzten Jahrbuchs wurde die Hoffnung ausgesprochen, Ernst Burgdorfers einzigartige und reichhaltige *Phonographen- und Grammophon-Privatsammlung* käuflich erwerben zu können. Dank dem grosszügigen Entgegenkommen des Besitzers und den Beiträgen namentlich des Kantons, des Vereins Freunde des Kornhauses sowie anderer Sponsoren liess sich dieser Wunsch verwirklichen und blieb die Musikapparatesammlung damit dem Kornhaus erhalten.



Ausstellung «Berner Keramik aus Vergangenheit und Gegenwart»: oben Langnauer Tingeschirr von 1798 (Schlossmuseum Burgdorf), unten Kater (1958) von Jakob Stucki (Bernische Stiftung für angewandte Kunst und Gestaltung).



Nebst den Ausstellungen sprachen natürlich auch *Konzerte* und *Sonderanlässe* unterschiedliches Publikum an, so unter anderem Steelband Burgdorf mit Fürwehr-Chörli (3. Mai), Musik aus Gotthelfs Zeit (Ch. Schwander, J. Neuenschwander, 4. Juli), Ferienpass «Talerschwinger-Chlefele-Löffle» (10. und 17. Juli).

Besondere Gäste, nämlich das Burgdorfer Parlament, wurden am 1. Juli und 11. August im Bühnensaal zu *Stadtratssitzungen* begrüsst: da der Gemeindesaal durch die Emmental-Ausstellung belegt war, ergab sich eine ideale Gelegenheit für unsere Räte, das Kornhaus von innen zu erleben; für eine spezielle Führung stellten sich denn auch der Führerinnen-Stab und Stiftungsratspräsident Paul Schmid besonders gerne zur Verfügung.

A propos *Führungen*: sie werden von vielen der zahlreichen Besuchergruppen in deutsch, französisch oder englisch immer wieder verlangt. Besonders kompetent begleitet oftmals die frühere Konservatorin und Mit-Initiantin des Kornhauses, Brigitte Bachmann-Geiser, für Besuche und Tagungen Interessierte, die sich hierfür an sie wenden.

Eine grosse Anzahl *privater und halbprivater Veranstaltungen* beleben das Kornhaus fast täglich, besonders in den Zeiten ausserhalb der Schulferien. Beliebt sind Tagungen, Vereinstreffen, Klassenzusammenkünfte, Betriebsausflüge und Geburtstagsapéros. Sie beweisen, dass das Schweizerische Zentrum für Volkskultur als Reiseziel und Begegnungsort lohnend ist.

Die Tagung vom 23./24. August der Gesellschaft für die Volksmusik in der Schweiz und des Verbands bernischer Musikschulen bot Musikpädagogen aus der Schweiz und dem Ausland ein *Seminar über schweizerische Volksmusik* an. Mit einer Stubete, an der sich das bereits weiter oben genannte Schwyzerörgeli-Trio Dysli/Kofmel und Gäste aus dem Bündnerland und Schweden beteiligten, fand diese Premiere einen unterhaltsamen Abschluss.

Wie seinerzeit für das unwettergeschädigte Brig wurde für das durch Erdbeben und Überschwemmungen im August schwer in Mitleidenschaft gezogene *Sachseln* eine *Sammlung* gestartet, die von den Besucherinnen

und Besuchern sogleich grosszügig geöffnet wurde. Zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt Mitteilung über konkrete Resultate.

Das Kornhaus-Jahr ging natürlich auch 1997 mit der Teilnahme an der Kornhausmesse am 30./31. August zu Ende.



9. Stubete

mit dem bekannten

Schwyzerörgeli-Trio Dysli/Kofmel

Sonntag, 26. Januar 1997, 16.00 bis 20.00 Uhr
im Kornhaussaal Burgdorf

Diesen Anlass führte der Verein Freunde des Kornhauses Burgdorf durch.

Zum Schluss seien im Telegrammstil die wichtigsten Änderungen in Betrieb und Leitung erwähnt:

- September 1996: Weggang der Geschäftsführerin Ursula Tissot
- Interimistische Übernahme der Geschäftsleitung durch Stiftungsratspräsident Paul Schmid
- Durchforstung und Reduzierung der Betriebsauslagen durch Vereinfachung verschiedener Abläufe und Einsatz einiger technischer Verbesserungen (insbesondere Klima-Anlage und Heizung)
- April 1996: Wahl eines Marketing-Fachmanns in den Stiftungsrats-Vorstand in der Person des in Burgdorf aufgewachsenen René R. Krähenbühl
- April 1996: Als neuer Stiftungsträger nimmt der Schweiz. Gitarren- und Mandolinenverband im Stiftungsrat Einsitz
- Mai 1997: Erstellung eines Konzeptes für Betrieb und Finanzbedarf durch Stefan Aschwanden, Zürich
- Mai 1997: Weggang der interimistischen Konservatorin Valeria Legena
- August 1997: Wahl von Cornelia Weber, Burgdorf, als Leiterin für den administrativen, künstlerischen und konservatorischen Bereich. Sie tritt ihre Stelle am 1. September an, hat aber bereits für das Kornhaus gearbeitet (Gotthelf-Ausstellung Juni-August 97, s. o.)

Unter den neuen Voraussetzungen werden weitere Entwicklungen in geeigneten Schritten geplant. Davon lesen Sie nächstes Jahr wiederum im Burgdorfer Jahrbuch!

Kulturbericht Burgdorf

Hans-Urs Haldemann

August 1996

In der im Rahmen des Gedenkjahres zum 250. Geburtstag von Johann Heinrich Pestalozzi gezeigten *Wanderausstellung «Pestalozzi: Bilder, Nachforschungen, Träume»* wurde der Mythos des grossen Erziehers zur Diskussion gestellt. Wie der bescheidene Besuch im Kornhaus und Schlossmuseum zeigte, war dieses Thema wohl zu anspruchsvoll und zu kritisch, obwohl die vom Pestalozzianum Zürich konzipierte Ausstellung viele interessante Anregungen dazu vermittelte und originell gestaltet war.

Populärer, und auch immer ausverkauft, waren die Vorstellungen des von der Stadt in Auftrag gegebenen *Theaterstückes «Pestalozzi in Burgdorf: Bekannt – Verkant»*. Reto Brülisauer und Matthias Fankhauser verstanden es ausgezeichnet, einen Tag der Familie Pestalozzi so darzustellen, dass die Argumente der Befürworter und Gegner der neuen Erziehungstheorien gut zum Ausdruck kamen. Anlass des Stücks bildete die Hochzeit von Sohn Hans-Jakob mit Anna Magdalena Fröhlich. Die Zuschauer wurden zu geladenen Gästen der beiden Familien und vom Apéro bis zur Trauung in die Stadtkirche miteinbezogen. Übrigens: die eigentliche Hauptperson befand sich «gerade» in Paris und konnte somit leider nicht in Erscheinung treten. Vorträge, Filme und Führungen ergänzten das Pestalozzi-Programm.

Die *Orgelkonzertreihe* in der Stadtkirche, vom Publikum seit Jahren sehr geschätzt, wurde eröffnet durch den Initianten selbst, Jürg Neuenschwander, Burgdorf. Das 2. Konzert, ergänzt durch eines kleines ad-hoc Ensemble, war zugleich Auftakt für das Gassenfest. Weiter konzertierten im August Christoph Wartenweiler, Frauenfeld, Caroline Marti, Münsingen, und Friedrich Fröschle, Ulm.

Das Wetter erlaubte die Durchführung der jährlichen *Serenade des Orchestervereins* im stimmigen Schlosshof; mit Solist Curzio Pedraglio, Klarinette, und Werken von Rossini, Hoffmann und Offenbach. Alternativer Spielort wäre dieses Mal das alte Schlachthaus gewesen, das sich bei den Probearbeiten als sehr geeignet zeigte, allerdings momentan nur als Provisorium. Es wäre nun wirklich an der Zeit, diesen Raum zu sanieren, da er sich für verschiedenste kulturelle Zwecke geradezu anbietet. Auch ganz im Zeichen der Musik stand das alle 2 Jahre stattfindende grosse «*Oberstadt-Gassenfest*». Donner, Blitz und sintflutartiger Regen am Samstagabend beeinträchtigten die gute Stimmung nur kurz. Zu hören und zu sehen waren Grand Mother's Funck, Marco Zappa, Hös'n Öhr, Estufa Caliente, Musique Simili u.a. Besonderer Beliebtheit erfreute sich die «Piazza Italiana» (Kronenplatz) mit südländischen Spezialitäten.

Mit Werken von Vaclav Pozarek und René Zäch eröffnete der Kunstraum die Ausstellungssaison. Die Galerie «ist» zeigte Bilder von François Samuel und Hans Rudolf Fitze, die Galerie Bertram solche von René Fehr. *Im Zeichen Japans* standen die Aktivitäten im Museum für Völkerkunde: traditionelle Puppen und Suiseki-Steine brachten fernöstliche Kultur in die Emmestadt. Die kooperativen Restaurants im Kirchbühl ermöglichten Liebhabern den Genuss von Sashimi, Sushi, Tempura und weiteren Spezialitäten.

September 1996

Das Burgdorfer Kammerorchester musizierte erstmals im Zentrum Felsegg, dessen Saal sich auch für Konzerte gut eignet. Das Programm umfasste Werke von 5 Komponisten verschiedener Zeitepochen, Solistin war die Flötistin Heidi Indermühle. Mit diesem Konzert stellte sich *Kaspar Zehnder, neuer Leiter des BKO*, erfolgreich vor. Die Orgelkonzerte in der Stadtkirche wurden von Florian Pagitsch, Klagenfurt, und André Manz, Amriswil abgeschlossen. Der Jodlerklub Burgdorf erfreute mit seinem Konzert die Liebhaber guter volkstümlicher Musik.

Mit dem *Wartsaalcafé im Bahnhof Steinhof* ist ein neuer Quartier-Kulturtreffpunkt entstanden. Neben dem poesievollen Mundarttrio «Tschou

zäme», in Burgdorf durch (fast zu) viele Auftritte bestens bekannt, fand auch ein Feierabendkonzert mit kleinen und grossen Schülern der Musikschule Burgdorf statt. Der New Yorker Mike Lipskin, Piano/Vocal, eröffnete die Saison im Schmide-Chäuer. Begleitet wurde er von Menno Daams, einem der meistbeachteten Trompeter in Holland, und dem Schweizer Drummer Rolf Rebmann.

«Aus Nähkorb und Kommode» hiess die Ausstellung im Kornhaus, die gemäss Untertitel «liebenswertes Sammelgut der Frau» zeigte. In der Kunsthalle Burgdorf beeindruckten die Skulpturen des Berner Bildhauers Pi Ledergerber, der seit gut 10 Jahren sein Atelier in der Kulturfabrik an der Lyssachstrasse hat. Ergänzt wurden seine markanten, aber gleichwohl subtilen Steine durch Bilder der Malerin Sus Heiniger. Im Schafroth-Areal konnten die 6 *Künstler-Wohnateliers* fertiggestellt und sukzessive bezogen werden. Initiantin ist die GSMBA Bern, als Trägerin für die Realisierung wurde eine Genossenschaft gegründet. Zusammen mit den Ateliers in der Fabrik, denjenigen im Alpinengebäude (wohl temporär) und den zahlreichen privaten Arbeitsräumen, weist unsere Stadt auch im Bereich der Bildenden Kunst ein erfreulich reges Leben auf.

Oktober 1996

Mit der Grusel-Komödie «Arsen und Spitzenhäubchen», dargeboten vom Theater für den Kanton Zürich, nahm auch das Casino-Theater den Saisonbetrieb auf. Es folgten «Il Barbiere di Siviglia» von Rossini und Ende des Monats Schillers Klassiker «Kabale und Liebe», gespielt vom «ensemb!9» (an den neuen Namen des Städtebundtheaters Biel/Solothurn wird man sich erst noch gewöhnen müssen). In der Stadtbibliothek sprach die Historikerin Anne-Marie Dubler über die Herrschaft der Stadt Burgdorf im Obergeraargau, ein «Kleinstaat» im Staat Bern bis 1798.

Der Knabenchor der St.-Hedwigs-Kathedrale aus Berlin trat mit Chorliedern aus Barock und Romantik in der Katholischen Kirche auf. Eine Matinée in der Stadtkirche brachte «I cantisti bernensis» nach Burgdorf, und in einem Vorabendkonzert erklang die «Messe solennelle» von Rossini. Im Gegensatz dazu standen die Konzerte andernorts. Im Theater am

Scharfenegge präsentierte der Jazz-Gitarrist Vinz Vonlanthen, nicht das erstmal in Burgdorf, sein Quartett mit dem Programm «Urban Safari». Der *Schmide-Chäuer* belebte die Szene mit der 3. Burgdorfer Nuit de Jazz, die das bekannte Häns'che Weiss Ensemble und das Longstreet Senior Department mit der Sängerin Ruth Margot brachte. Am nächsten Tag folgte die CD-Taufe der New Orleans Hot Shots. Das auch sonst kulturfreundliche Restaurant Aemmi lancierte eine «Brasilian Tropical Night» mit der passenden Musik von Grand Mother's Funck.

Vielseitig auch das Programm der *Galerien*. Daniel Salzmann, früher in der Kulturfabrik tätig, zeigte neue und überzeugende Arbeiten bei Esther Münger. Bei Ingrid Studer (ist) lief die Doppelausstellung von Josef Herzog und Max Matter, und die Galerie Bertram vermittelte das malerische Werk von Urs Flury. Einblicke in das interessante Schaffen jüngerer Schweizer Künstler ermöglichte der Kunstraum mit Babette Berger, Pascal Danz, Moritz Ebinger, Daniel Furter und Lorenzo le kou Meyr. Am Staldenkehr konnte das Werk des jungen Burgdorfer Künstlerpaares Sabina Lang/Daniel Baumann eingeweiht werden: 4 aus Beton gegossene Worte, horizontal ins Gelände verlegt. Das Kunstwerk füllt die Fläche, lässt dem Raum aber Luft und Licht. Die Begriffe *soeben*, *demnach*, *alsbald* und *dereinst* lassen Spielraum für eigene Interpretationen. Diese Absicht der Künstler wird von zahlreichen Betrachtern so verstanden, wie Reaktionen zeigen. Ermöglicht wurde das Projekt durch eine *grosszügige Vergabung des 1992 aufgelösten Rabattvereins Burgdorf*. Lang/Baumann gingen als Sieger aus einem öffentlichen Wettbewerb hervor.

November 1996

Obwohl erst zum zweiten Mal veranstaltet, sind die *Burgdorfer Krimitage* zu einem Grossanlass mit schweizerischer Ausstrahlung geworden. Das Programmheft enthält an die 50 Veranstaltungen: Filme, Lesungen, Vorträge, Podiumsgespräche, Spielnachmittage, Konzerte, Ausstellungen. Highlights waren die Lesung von Donna Leon, die Verleihung des Burgdorfer Krimipreises an Roger Graf für den besten publizierten deutschsprachigen Krimi der letzten 2 Jahre («Tödliche Gewissheit»), das Verwirrspiel um das (Nicht-)Erscheinen des echten Matulas in der Krimibeiz

(Casino), der literarische Spaziergang auf den Spuren von Friedrich Glauser nach Oeschberg, Philip Maloney live mit Michael Schacht, die Mystery-Night im Kornhaus (Pressetitel «Selbst die Leiche spielte ihre Rolle überzeugend»). Gegen 5000 Besucher interessierten sich für «Mord und Todschlag», sodass Peter Urech, Präsident des OKs am letzten Abend feststellte: «I bi komplett düre, aber z'fride» – was wohl für alle Helferinnen und Helfer zutraf.

Aber auch in anderen Bereichen war im November – wie alle Jahre – das Angebot vielseitig. Der katholische *Kirchenchor Cäcilia*, unter der Leitung von H. U. Fischbacher, interpretierte zur Totengedenkfeier «Hör mein Bitten» von Mendelssohn (Christina Lang, Sopran, Erwin Geiser, Orgel). Das Sinfoniekonzert des Burgdorfer Kammerorchesters umfasste Beethoven (4. Klavierkonzert, Solistin Marta Nemes), aber auch die vom Publikum sehr gut aufgenommene Burgdorfer Fassung von «Zeichen und Gebärden» (1990) von Peter Streiff. Das *Canzona-Quartett* trug in der Aula der Musikschule Werke von Praetorius, Pärt und Schubert vor. Die Stadtmusik bewies ihr Können klassischer Musikkultur am Kirchenkonzert in der Stadtkirche.

Vera Gabriel/Esther Hasler, Musique Simili, Steve Gilette & Cindy Mangsen, Picadilly Six, Soul-Travel, Fever, Cherry Pie, aber auch der Handharmonikaclub Burgdorf mit Sängerbund und Cantanova trugen wesentlich zum Burgdorfer «Musik-November» bei.

Für ganz verschiedene Interessen war auch das *Angebot auf der Bühne*: Im Casino-Theater «Die Präsidentinnen», ein modernes Stück von Werner Schwab, «Die Theaterfalle», komödiantisches von Hanjörg Schneider, und für Kinder das Märchen vom «Teufel mit den drei goldenen Haaren». Kabarett gab's sowohl im Scharfenegge mit «Erotomanie» von und mit Hans Suter, wie auch im Cabavari, wo das Duo Fabian mit musikalischen Wortspielereien aufwartete. In der Stadtbibliothek war der bekannte Schriftsteller Dante Andrea Franzetti zu hören, im Scharfenegge Klaus Merz, Träger des Solothurner Literaturpreises 1996. Merz arbeitet übrigens oft mit dem Burgdorfer Maler Heinz Egger zusammen.

Viel Beachtung landesweit fand die Ausstellung mit den grossformatigen Bildern des international bekannten Berner Künstlers *Rolf Iseli in der*

Kunsthalle. Auch im Kunstraum Berner Kunst: Skulpturen und Zeichnungen von Mariann Grunder, deren räumliches wie auch zeichnerisches Schaffen immer wieder zu überzeugen vermag. Malerei und Zeichnungen von Pedro Meier (ist), Ölbilder und Aquarelle von Jürg Dürr (Bertram), Lithografien verschiedener Künstler (Münger): ein Rundgang ermöglichte die Auseinandersetzung mit verschiedenen künstlerischen Techniken und Ausdrucksweisen.

Dezember 1996

Wesentlich ruhiger war es im Dezember. Das Marschmusikonzert der Harmoniemusik präsentierte die Lieblingsstücke seiner Ehren-, Passiv- und Aktivmitglieder, unter der bekannt souveränen Leitung von Yvonne Meier. Ursula Holliger, Harfe, war Solistin am traditionellen *Adventskonzert des Orchestervereins Burgdorf*. Die liturgische Weihnachtsfeier in der Stadtkirche wurde festlich umrahmt mit dem 1. Teil des Weihnachtsoratoriums von J. S. Bach. Mit orthodoxen Kirchengesängen und russischen Volksliedern brachte der Männerchor Ermitage aus St. Petersburg einen Hauch Russland ins Emmental (Katholische Kirche und Altersheim Buchegg).

Das Aemmi wurde für einige Abende zum Restaurant-Kabarett «In der Bar zum Krokodil» umfunktioniert: Die spritzige musikalische Revue der diesjährigen Produktion des *Berlin Kabarets* stand unter dem Titel «Ober, bitte zahlen!». Als Sängerinnen begeisterten Lita Kähler und Jutta Weigelt, Andreas Joho am Klavier begleitete stilvoll und brillierte auch solistisch, die Initiantin Ursula Trachsel-Rauhut führte subtil-witzig durchs gelungene Programm.

Martin Ziegel Müller, der bekannte Maler, zeigte sich für einmal als Erzähler: in den Mittwochs-Lesungen im *Theater am Scharfenegge* stellte er sein Buch «Über Matten gehen zur Zeit des Sauerampfers» vor. Wer das malerische Werk Ziegel Müllers kennt, könnte sich auch ein Bild unter diesem Titel vorstellen. Immer beliebt sind auch die Auftritte der «Hausband» des Schmide-Chäuers, des Longstreet Senior Departments mit Sängerin Ruth Margot.

Januar 1997

Ein ausverkauftes Haus für die «Entführung aus dem Serail» im Casino-Theater gab es zum kulturellen Auftakt in neuen Jahr. In der Komödie «Affäre Rue de Lourcine» verbanden sich Spannung und Unterhaltung. Zum 75-Jahr-Jubiläum von Soroptimist international lud der Burgdorfer Club zu einem Duo-Konzert mit Hyunjong Kang, Violine, und Milena Mateva, Klavier. Die beiden jungen Musikerinnen überzeugten mit Sonaten von Mozart, Grieg und Brahms. Auch Kulturelles umfasst ein weiteres Jubiläum: der Orchesterverein eröffnete die Aktivitäten zu «100 Jahre Regionalspital Burgdorf» mit einem Barockkonzert. Der *Burgdorfer Trompeter Stefan Geiser* brillierte als Solist.

Heisse Rhythmen und mitreissende Musik im kalten Winter vermittelte das Konzert der Burgdorfer Pianissimo Steel Music im Cabavari, das auch zu Discos und «Live-acts» einlud. Oldtime-Jazz vom Feinsten, gepaart mit Showelementen, brachten die «Uralsky All Stars» aus Russland in den Schmide-Chäuer, wo erneut auch «Tschou zäme» auftraten. Schon zum 9. Male organisierte der Verein Freunde des Kornhauses eine *Stubete*, die diesjährige mit dem Schwyzerörgeli-Trio Dysli/Kofmel. Im 2. Teil konnte jung und alt mit ihren Instrumenten mitspielen.

Auftakt zum *Gotthelf-Jahr* – der 200. Geburtstag wird gefeiert – bildeten in Burgdorf Vorträge der Casino-Gesellschaft in der Stadtbibliothek: Prof. Dr. Holl sprach über die Gründung Burgdorfs und die Brüder Sintram und Bertram, Pfarrer Künzi über Gotthelfs Sprachgewalt und Ausdrucksformen. Aufgelöst wurde das Rätsel um den anonymen Gewinner des 3. Preises des Kurzkrimi-Wettbewerbes der Krimitage: Bei «Hano Nühm» handelte es sich eben doch um Gerhard Bingeli, den kulturellen Alleskönner aus Burgdorf/Hindelbank.

Mit Andy Rieser, Beat Zbinden, Raffaella Chiara, Valérie Soland, Christian Denzler, Veronique Zussau zeigten junge Künstlerinnen und Künstler ihr Schaffen in den Galerien. Spontaner Initiative von Geri Kappeler und Mats Küpfer ist die «*Januart '97*» im temporären *Kulturlokal Carrozzeria* zu verdanken. Konzerte (Vino Tonto, Jazz, Grand Mother's Funck, Harry's Gallery mit CD-Taufe), Discos und die Ausstellung von Hammadi Ben Saâd brachten einen Monat lang viel Publikum ins Schafrothareal. Ben

Saâd, der tunesische Gastkünstler in den angrenzenden Wohnateliers, zeigte das Resultat seiner intensiven halbjährigen Tätigkeit in Burgdorf: eindruckliche, afrikanisch-expressionistische Köpfe in kräftigen Farben.

Februar 1997

Susi Tellenbach/Michael Sam Graf, Ogham (Berner und irische Gäste), die Jazz Birds mit Lea Bischof, Bernhard Siffert und Ruth Margot im Schmide-Chäuer, die Steve Whitney Band im Schützenhaus, Don Pfäffli tonus und Vera Bauer im Scharfenegge sowie Partys im Cabavari sorgten für eine Dominanz der Liedermacher, Rock-, Pop- und Folkmusik in diesem Monat. Zur leichten Unterhaltung ist auch das Musical «Der schwarze Hecht» von Paul Burkhard zu zählen, während das Duo mit dem ausgezeichneten Burgdorfer Klarinettenisten Wenzel Grund und Felix Buchmann, Klavier, anspruchsvolle Musik im Programm hatte.

Im Kornhaus präsentierte die Kantonal Bernische Trachtenvereinigung eine mit grosser Liebe zusammengestellte «Hobby- und Handwerk-Schau» ihrer Mitglieder. Eine viele Sinne ansprechende Ausstellung zeigte das Museum für Völkerkunde: «*Ingwerwurzel und Sesamöl*» wurde speziell für Blinde und Sehbehinderte konzipiert und ermöglichte, die chinesische Küche nicht nur mit den Augen zu entdecken. Am gleichen Ort erzählte der Burgdorfer Gymnasiast Till Bay über sein Jahr als Schüler bei Einheimischen in Malaysia. Jürg Schubiger und Franco Supino stellten in Lesungen in der Stadtbibliothek und im Scharfenegge ihr literarisches Schaffen vor.

Am *Burgdorfer Galeriewochenende* eröffnete Esther Mürger die Ausstellung mit Bildern und Zeichnungen von Willi Müller-Brittnau und Strukturen von Peter Wenger. Der bekannte Architekt arbeitet dazu auf geometrischen Grundmustern, die Materialien für seine faszinierenden Gebilde sind Leichtmetall, Kunststoff und Holz. Im Gegensatz dazu stehen die schwungvollen, freien und farbigen Werke von Peter Steinmann (Bertram) und Annette Barcelo und Ruth Berger (ist).

März 1997

Mit «Hase Hase», einer Tragikomödie von Coline Serrau, bestätigte die *Theatergruppe Burgdorf* einmal mehr, dass auch Laien für hochstehende Produktionen fähig sind (Pressezitat: «hervorragend»). Ein zahlreiches Publikum lohnte diese grosse kulturelle Leistung. Professionelles Theater bot das ensemble mit «Bremer Freiheit» und «Leonce und Lena». Über Simon Gfeller zwischen Heimatdichtung und Weltliteratur sprach Dr. Christian Joss im Rahmen der *Casino-Gesellschaft*. Dort reflektierte auch Adriano Antonini seine Arbeit als Töpfer und Gestalter.

Traditionellerweise bringt der März auch ein reichhaltiges Musikprogramm. Speziell zu erwähnen ist der vom rührigen Frantisek Szanto organisierte *Bassplayer-Workshop*. Unter der Leitung von Ermanno Ferrari, einem der weltbesten Kontrabassisten, bildeten sich Musikerinnen und Musiker aus verschiedenen Ländern weiter. Nicht nur als Zuhörer, sondern als jüngster Teilnehmer, war der 8jährige Thierry Roggen aus Bern dabei. Konzerte des International-String-Bass-Quartetts im Schmide-Chäuer und in Oberburg bildeten den glanzvollen Schlusspunkt dieses noch ausbaufähigen Seminars. Ebenfalls zu Recht *viel Beachtung* fanden die Auftritte des Burgdorfer Kammerorchesters, der Chorgemeinschaft Burgdorf, des Orchestervereins, des Chors und Orchesters des Gymnasiums und der Kadettenmusik. Oldtime Jazz mit der Firhouse Revival Band, italienischer Folk mit Cantovivo und Pianojazz des Duos Röthlisberger/Keusen umfasste das weitere Angebot im Schmide-Chäuer.

Eine sehenswerte *Keramik-Ausstellung* gastierte im Kornhaus. Die von der Bernischen Stiftung für angewandte Kunst zusammengestellte Präsentation umfasste das traditionelle Schaffen der bedeutenden Zentren im Kanton seit dem 17. Jahrhundert bis zur zeitgenössischen freien Plastik. *Franz Gertsch*, einer der wichtigsten Schweizer Künstler der Gegenwart, war in Maxe Sommers Kunsthalle mit einer Auswahl eindrucklicher Grossformate zu sehen.

April 1997

Trotz 3 Wochen Ferienzeit in diesem Monat, eröffneten 5 Ausstellungen:

einmal mehr zeitgenössisches Schaffen in Toda Bechsteins Kunstraum mit Werken von Otto Lehmann und Jürg Zahnd, der Basler Samuel Buri konzentrierte sich bei Esther Mürger auf des Thema «Mädchen», das er gekonnt in verschiedenen Techniken variiert, Walter Hediger zeigte Bilder im Freestyle-Stil in der Bertram, und in der Galerie «ist» folgte die Doppelschau mit Malerei von Vreny Brand-Peier und Objekten von Walter Berger. Im Zeichen des Jubiläumsjahres stand die kleine Sonderausstellung «*Gotthelf und die Medien*» im Schlossmuseum. Sie zeigte, wie Gotthelf in den letzten 200 Jahren «medial» präsent war, insbesondere mit Erstaussagen und Dokumenten zu den Filmen Franz Schnyders.

Neben einer vom Publikum sehr gut aufgenommenen Aufführung von «Roberto Devereux» von Donizetti, fand auch das von Jakob Stämpfli kommentierte MatinéeKonzert über Mozart besondere Beachtung. Mit dem Stück «D'Manne streike» wagte sich für einmal auch der Burgdorfer Jodlerklub auf die Bühne. Mit einem gespielten, gesungenen und getanzten «göttlichen Liederprogramm» gastierte das Ensemble «Hera & Persephone» im Theater am Scharfenegge.

Mai 1997

Viel *Musik unterschiedlichster Richtung* brachte der Mai. Aus Bern stammt das Kammerensemble «Freitagsakademie»; sie boten auf alten Instrumenten ein feines Barockkonzert. Zu 2 Konzerten lud die *Katholische Kirche*: zu einer Abendmusik mit Martin Stadler, Christa Markwalder und Erwin Geiser, und zu einem Programm mit Musik für Flötenquartette. Das Alterspflegeheim gab den Rahmen für einen Sonatenabend mit Klavier und Cello.

Unter der bewährten Stabführung von René Spada erfreute die «Alte Garde Emmental» mit traditioneller Blasmusik ein grosses Publikum in den Marktlauben. Der Arbeiter-Frauenchor ergänzte sein Konzert mit dem Kinderchor Burgdorf und der Jugendgruppe des Rock'n'Roll-Clubs Stereo Heimiswil/Burgdorf. «Spanisch» konnte es einem im Landhaus vorkommen: die gebürtige Oberburgerin Marcelle Chiarot gastierte mit ihrer Flamencogruppe «Camina Flamenco». Das neue Stück des Cabavari-Ensem-

bles richtete sich trotz des Titels «Liebe Kinder gebt gut acht, wir haben etwas mitgebracht» doch eher an ein erwachsenes Publikum.

«Schlachthausfrühling» war der Titel einer vom Burgdorfer Maler Kurt «Kuschi» Sommer initiierten Gruppenausstellung. Vor allem die grossformatigen Fotografien von Jolanda Flubacher über einen behinderten Mann überzeugten durch subtiles Angehen des Themas. Neue Arbeiten von Rut Himmelsbach und Dieter Seibt vermittelte der Kunstraum, während die Kunsthalle einen Einblick in das engagierte Schaffen des Solothurner Malers Franco Müller ermöglichte.

Juni 1997

Eine vielbeachtete Aktion veranstaltete Pro Infirmis: In Zusammenarbeit mit Maxe Sommer von der Kunsthalle führte sie eine *Kunstauktion* durch, deren Erlös behinderten Menschen zugute kommt. Die zahlreichen Werke namhafter Künstlerinnen und Künstler zogen ein erfreulich kaufwilliges Publikum aus der ganzen Schweiz an. Benefizkonzerte von Grand Mother's Funck und «Tschou zäme» rundeten den sympathischen Anlass ab. Gerade 3 *thematische Ausstellungen* hatten im Juni Vernissage: «Das Familienleben zu Gotthelfs Zeiten im Vergleich zu heute» im Kornhaus, «Die Kraft der Frauen Tibets» im Völkerkundemuseum und «Im Emmental» im Gemeindesaal. Diese von Beat Gugger und Markus Schürpf im Auftrag der Stadt konzipierte Ausstellung ging dem Mythos Emmental aus historischer und zeitgenössischer Sicht auf den Grund, zeigte die verschiedensten Facetten unserer Region in einem nicht alltäglichen gestalterischen Konzept. Gut besuchte Führungen und verschiedene Exkursionen erlaubten eine Vertiefung in das Thema, das – gemessen am grossen Besuch – weit herum auf viel Interesse stiess.

Werke von Dvorak, Janacek, Schubert und Beethoven waren in der Stadtkirche und Bartholomäuskapelle zu hören. An den *Schweizerischen PTT-Sängertagen* nahmen gegen 20 Gesangschöre aus allen Regionen der Schweiz teil. Christine Lauterburg und Zsolt Marffy, Musique Simili, Steelband Burgdorf, Longstreet Senior Department, Stadtmusik Burgdorf u. a. sorgten mit ihren Auftritten bereits für eine Vorsommerstimmung, was auch für die vom Wetterglück begünstigte Solätte gilt.

Juli 1997

Trotz *Ferienzeit* nicht ganz kulturlos verlief der Juli. Neben den laufenden Ausstellungen waren zu verzeichnen: ein spezielles Gotthelf-Konzert von Christian Schwander und Jürg Neuenschwander im Kornhaus, ein Auftritt des Jodlerklubs Hasle-Rüegsau im Regionalspital, «Münchhausen» von Anna Stäubli und Ursula Stäubli (bekannt von Zampanoo's Varieté) für Kinder (aber auch Erwachsene) in den Marktlauben und das traditionelle Sommerstück des Theaters für den Kanton Bern, dieses Jahr mit «Der herzensgute Unwirsch» von Goldoni.

Eine lückenlose Berichterstattung über die kulturelle Szene in Burgdorf ist angesichts der zahlreichen Veranstaltungen nicht machbar, aber bewusst auch nicht beabsichtigt. Als Grundlage für den Bericht dienen Werbung, Kulturplakat, Presseartikel und eigene Erfahrungen des Autors.

Chronik von Burgdorf

1. August 1996 bis 31. Juli 1997

Peter Trachsel

August 1996

1. In der Hofstatt erinnert Sergius Golowin, weiland Stadtbibliothekar, an alte kirchliche und weltliche Feuerbräuche zur Freude, zur Erinnerung oder als Alarmsignale, die 1891 mit der 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft dem symbolischen Augustfeuer wichen.
9. Das sich zur Tradition entwickelnde, sommerliche Gassenfest in der Oberstadt will nicht die Kornhausmesse ausstechen, aber an die Oberstadt erinnern, die im Alltag recht still bleibt. Die Gewohnheiten wandeln sich, die Leute sind vor lauter Betriebsamkeit nur noch gesellig, wenn's etwas gratis gibt. Und dann tauchen Geniesser auf, die man sonst nie sieht.
12. Das neue Schulinspektorat für das Emmental und den Oberaargau etabliert sich am Meisenweg in der Nähe des Gsteighofschulhauses.
16. Japan zu Gast im Völkerkundemuseum mit Puppen, wie unsere Trachtenpuppen, graziös und bis ins Kleinste echt, gar noch prächtiger herausgeputzt. Des weitern werden «Suizeki»-Steine vorgestellt, Steine mit eigenwillig grotesken Formen, als schlossen sie Lebewesen in sich.

Die überalterte Hunyadigasse soll städtischer werden. In einem Wettbewerb obsiegt der Entwurf der Zürcher Architekten Meer + Partner AG für eine Randbebauung längs Lyssachstrasse und Bahnhofstrasse mit offenem Innenhof und freiem Mühlebach. Die unansehnliche Coop-Architektur samt Parkplatz verschwände. Vorerst jedoch müsste das Volk die 2000-m²- und Geschoszahl-Beschränkung im Bahnhofquartier aufheben.

日本文化

Japanische Kultur in Burgdorf

Japan zu Gast im Museum für Völkerkunde.



Gassenfest in der Oberstadt (Foto: Hans Aeschlimann, Burgdorf).

18. Der «Rössli»-Wirt Werner von Allmen geht in Privatkonkurs, auch er ein Opfer der Baisse. Das Restaurant läuft recht und ist nach kurzer Schliessung wieder offen.

Der vierte internationale Duathlon «Power(wo)man Emmental» sieht etliche Hundertschaften am Start bei der Markthalle.

Der Boccia-Club im Schachenwald offeriert die traditionelle Suppe mit Spatz an seinem Schachenfest, von dem er sich einen Zustupf an den Unterhalt der Boccia-Bahnen erhofft. Einer der raren Sportvereine, der ohne öffentliche Unterstützung gedeiht.

20. Das alte Schlachthaus bleibt wohl noch lange das alte Schlachthaus. Die Stadt wollte mehr daraus machen, bevor sie entdeckte, dass sie kein Geld hat. Beabsichtigt war, statt die Leute zur Stadt hinaus in einen Saalbau zu locken, sie in die Altstadt zu holen ins alte Schlachthaus, hergerichtet als Konzert- und Festsaal. Eine private Gruppe möchte ein «Kulturhaus Kronenhalde» aufbauen. Dem stehen eigene Vorschriften im Weg; wenig Improvisation möglich.

Die Bilanz der vergangenen Aera macht der Stadt zu schaffen. Gegen 40 Millionen neue Schulden, 20 Millionen allein in den letzten achtziger Jahren. Nun kosten sie alle zwei Monate fast eine Million Zinsen. Höhere Steuern kommen keinesfalls in Frage. Das Schwimmbad kann vorläufig nicht voll saniert werden, ein Beitrag an die Stadion-sanierung des Sportclubs ist nicht in Sicht.

- 24./ Die Kornhausmesse bleibt für einmal regenfrei, beginnt zwar leicht
25. feucht, aber dann geniesst die grosse Menge ideales Festwetter.

27. In Langnau sprach Regierungsrätin Dori Schaer über die Verkehrsverhältnisse im Emmental, nachdem sie längs der Oberburgstrasse zwischen Spital und Oberburg einen neuen Radweg eingeweiht hat. Die Langnauer-Diskussion handelte vom «Zapfen» Burgdorf/Oberburg, was das Emmental als Wirtschaftsstandort benachteilige. Allerdings sind auch in New York täglich Autobahnen längere Zeit im Stau und im Ruhrgebiet werden «Staulagen» wie Naturereignisse verkündet. Es ist auf unserer Talachse nicht schlimmer als in hochklassig

erschlossenen Agglomerationsgebieten. Da Verkehrspolitik nichts mit Vernunft gemein hat, kann man nur fordern, klagen und bauen. Wir litten nicht unter Stau, wenn nur führe, wer es wirtschaftlich nötig hat.

29. Unser Richtplanentwurf wird an einer öffentlichen Präsentation von Auswärtigen kritisch beleuchtet. Der Philosoph Hans Saner sieht das Schloss vom Stadtleben entfremdet durch Verwaltung und Gefängnis, dem Kulturhistoriker Peter Röllin fehlt im Bahnhofquartier das Urbane. Für Hans Naef, Spezialist für Standortanalysen, vermittelt die Oberstadt kein Einkaufserlebnis, ladet nicht zum Läden ein, dafür gingen die Leute in die Einkaufszentren. Die Oberstadt diene mehr punktuellen Einkäufen, spiele als Markt- und Geselligkeitsmagnet kaum eine Rolle. Wolle Burgdorf prosperieren, müsse es mehr Leute anziehen können, als ins Shoppyländchen ausziehen.

September 1996

2. Das «Cabavari» in der Kulturfabrik will schliessen. Den Cabaret-Unterricht hat Leiter Marcel Schmutz schon im Sommer eingestellt, nun sind die Mittel weg. Das Burgdorfer Publikum sei uninteressiert an lokaler Kultur, was zum Glück nicht zutrifft. Schmutz hat gerne theatert, aber wenige vom Stuhl gerissen.
4. Das Burgdorfer Tagblatt lanciert die «Burgdorfer Woche», die die bisherige Mittwoch-Grossauflage für die Region ablöst. Das Layout ist gekonnt, Themen und Journalismus bieder. Eine Wochenzeitung müsste Themen vertiefen und aufwerten. Es fänden sich gewiss sachkundige Artikelschreiber, die Geist lieferten.
20. † Hans Kühni, Gynäkologe, stirbt mit 96 Jahren. Einer Oberburger Landarztfamilie entstammend, besuchte er unsere Schulen, studierte Medizin – u. a. in Berlin bei Sauerbruch. Ab 1937 führte er, unterstützt von seiner Gattin Elisabeth, in Burgdorf eine Privatklinik. Als Arzt war er seiner Zeit voraus: Kurze Spitalaufenthalte, enges Zusammenleben von Mutter und Kind von der Geburt an, Hausgeburten, Pionier des Schwangerschaftsunterbruchs in verzweifelten Lebensumständen. Das brachte Konflikte mit der Justiz, aber er blieb unbe-

irrt bei seiner Überzeugung. 1971 zwang ihn ein Hirnschlag in den Rollstuhl. Doch blieb er bis ins hohe Alter viv und interessiert und konnte – letzte Gunst des Lebens – in seinem Haus sterben.

23. Endlich senkt sich der Deckel auf den Skandaltopf Tiergarten-Überbauung. Mit 1298 gegen 716 Stimmen genehmigen die Burgdorfer den umstrittenen Ausweg, dass die Überbauungsordnung dem Rechtsbruch der Bauherren angepasst wird gegen eine Abgeltung von einer halben Million. Sonst hätten etliche Wohnungen «zurückgebaut» werden müssen, damit der Ausnützungsgrad nicht überschritten wird. Nicht wenigen stach in die Nasen, dass damit quasi ein Rechtsbruch «gekauft» wird. Die Stadt hingegen will nun ihre allzu ausufernde Bauordnung überdenken.
27. † Bruno Bandi stirbt 61jährig. Mit allen guten Gaben versehen, ein Mensch zum gernhaben, der vereinsamt, bitter wird, unstet umgetrieben – wiewohl aufgehoben im Kreis Getreuer, die wissen, verstehen, verzeihen. «Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit des Lebens zugrunde gehen», so verabschiedet er sich. Bruno ging am Leben zugrunde. Nun fehlt ein weiterer dieser Einzelgänger und Aussenseiter.

Oktober 1996

10. † Oscar Egger-Wegst stirbt 86jährig. Ein echter Burdlefer, hier zur Welt gekommen und geschult. Lernte im elterlichen Geschäft den Handel mit Eisenwaren, Kohlen und Haushaltartikeln. Nach Wanderjahren – Bern, Karlsruhe, Neuenburg, Nottingham – kehrte er zurück, wurde ein erfolgreicher Geschäftsmann, zurückhaltend, fand den richtigen Ton. Oft im Emmental unterwegs, kannte er Eggen und Chrächen wie seinen Hosensack.
22. Im Staldenring stiftet der aufgelöste Rabattverein mit seinem restlichen Vermögen ein Kunstwerk zur Markierung des Stadteingangs. Die Jury wählt vier nun im Staldenring einbetonierte Wörter: «alsbald», «soeben», «dereinst», «demnach». Und sogleich kreierte der Volksmund in Gestalt Herbert Stotzers ein fünftes: «daneben».



Hans Kühni-Jäggi
1900–1996



Oscar Egger-Wegst
1910–1996



Käthi Rieben-Loosli
1933–1996



Christian Gabriel-Stöckli
1954–1996

Podiumsgespräch der Gemeinderatskandidaten im Kornhaus unter BZ-Leitung. Eine freundliche Diskussion unter Leuten, die kaum Grund hätten, sich zu bekämpfen. Daraus kann trotzdem ein guter Gemeinderat entstehen – vielleicht sogar deswegen.

24. Zur Einstimmung auf die 2. Burgdorfer Krimitage stellt die Kriminalpolizei im Kornhaus Tatwerkzeuge und -methoden sowie Fahndungstechnik aus. Auch solches gehört zur Volkskultur, wir müssen auch das Gesetzwidrige in unser Kulturverständnis einbauen. Ohne erfolgreiche Verbrechensbekämpfung müssten wir mit der Faust im Sack walzern. Die ausgestellten, «echt» gebrauchten Mordwerkzeuge, sind so beklemmend attraktiv, wie unser zwiespältiges Verhältnis zum Verbrechen.
30. † Käthi Rieben-Loosli erliegt an ihrem 63. Geburtstag einem Herzschlag. Alleweil tüchtig und fröhlich in Familie und Bäckereibetrieb wird sie vielen fehlen.
31. † Christian Gabriel scheidet im Schatten einer Depression 42jährig aus dem Leben. Ein in keiner Weise zu erwartendes Geschick dieses warmherzigen Menschenfreunds, der sich als Sozialarbeiter und Stadtrat beharrlich eingesetzt hat für Schwächere und Ausgegrenzte.

November 1996

2. 2. Burgdorfer Krimitage. Ein verruchtes Programm harrt seiner Liebhaber, von Anbeginn an zahlreich präsent. Ein weiterer Erfolg ist abzusehen – wohl gar eine Tradition. Durch den Eröffnungsabend führt Hercule Poirot höchstselbst, in unverwechselbarer Manier gemimt. Der erste Burgdorfer Krimipreis, dotiert mit 5000 Franken, wird dem Zürcher Roger Graf, Schöpfer von Detektiv Philip Maloney, zuteil für die Story «Tödliche Gewissheit». Preise für Kurzkrimis gingen an Gerda Burkhard, Bern (Nemesis), René Kurth, Zürich (Der Fuchs von Burgdorf) und an den anonymen Hano Nühm (Voodoo – Fahnder Franks schnellster Fall) – der sich später als Gerhard Binggeli entpuppen wird.



Unser alter «Tägu» als «Burgdorfer Woche».



Während den 2. Burgdorfer Krimitag (Fotos: H. Ae.).

5. Das Krematorium erhält einen neuen Ofen, der Andachtsraum wird nächstens rollstuhlgängig.
7. Man möchte es kaum für möglich halten: So unendlich viel Trödel, Kram und Plunder wird gekauft, geerbt, gefunden, gesammelt, zurechtgemacht, verehrt und weggeworfen, dass man sich wundert, wie überhaupt noch ein Antiquitätenmarkt zustandekommen kann. Allein auch dieses Jahr wimmelt es in der Markthalle, als hätte noch niemand einen vollgestopften Estrich.
10. Der neue Stadtrat ist gewählt, Gewichte werden kaum verschoben. Nach wie vor muss man miteinander reden – oder es wenigstens versuchen. An Gemeinderäten werden im ersten Wahlgang Fiechter und Trachsel gewählt. Max Conrad verliert seinen Sitz, bittere Pille.
21. Eine Tradition halten wir für unabänderlich ewigwährend, doch über viele Jahre ändert sie sich trotz allem, und auf einmal, unmerklich, ist sie erloschen. Erst viel später wird sie vermisst, unwiederbringlich. Dieses Geschick droht unseren Trommlern und Pfeifern. In den Achtzigerjahren noch ein stolzes Korps von gegen 50 Mädchen und Buben; heute mangelt Nachwuchs, dieweil die Älteren ausscheiden. So arbeitet die Zeitmaschine.
28. Obwohl an Wirtschaften kein Mangel herrscht, wird an der Bahnhofstrasse neben dem alten «Hobi» das «Bus-Beizli» eröffnet.
29. Unter unsern eigenwilligen Gemeinden ist Zusammenarbeit wenig mehr als ein immer erneuerter Wunsch. Nun bahnt sich mit Oberburg ein Zusammengehen an. Burgdorf übernimmt in Oberburg Arbeiten für die Strassenreinigung. Weiteres ist geplant: Oberburg hat Platz für mehr Sekundarschüler, wir nicht. Also läge es nahe, die Schulkinder unserer mit Oberburg verzahnten Quartiere Brunnmatt und Knuppenmatt in die Oberburger Sekundarschule zu schicken. Das erspart uns Schulhauserweiterungen. Die Idee rief, wie üblich, umgehendem Widerstand.



Das einst stattliche Trommler- und Pfeiferkorps an der Solätte 1923.



Die Wirtschaft Schützenhaus um 1940
(Fotos: Nachlass Bechstein im Bürgerarchiv Burgdorf).

Dezember 1996

1. Gemeinderatswahlen. Zwei zusätzliche Sitze für die Sozialdemokraten: Barbara Schütz und Urs Häberli nebst dem Bisherigen Andreas Dätwyler. Wie die Franzosen sagen: «Plus ça change, plus c'est la même chose»?
13. † Claire Salchli-Niggli stirbt 89jährig an der Mühsal des Alterns. Schmale Erscheinung, zurückhaltendes Wesen, gemessenen Schrittes unterwegs zwischen Oberstadt und Schönenbühli, angenehme Erinnerung.
14. Das Bahnhofquartier erhält eine ungewohnte Verkehrsordnung. Wie in einer Wohnstrasse, einem ruhigen Quartier, gilt im Konsumzentrum die Regel der Rücksicht. Keine Fussgängerstreifen zwingen die Fussgänger auf Umwege, Fahrer haben keinerlei Vortrittsrechte. Das tönt fast, wie freundliches miteinander Umgehen in den Gassen. So brauchten die Autos nicht aus der Innenstadt verdrängt zu werden. Jeder dächte sich, das wäre es doch . . . , gewiss, aber wir machen halt Verkehrspolitik.
16. Das Schützenhaus läuft gut. Stadtrandwirtschaften mit Parkplätzen sind kommode Schoppen-Stationen. Verrauchte Gaststube, verschachtelt gebaut, schlecht imstand. Die Stadt schaut nach einer helfenden Hand aus, Partner oder Baurechtsnehmer.

Seit vielen Jahren der kälteste Dezember.

Januar 1997

3. Das Jahr fängt kalt und gut an: Brot schlägt ab. Die Bäcker, so das Burgdorfer Tagblatt, senken den Brotpreis «massiv, um der Rezession etwas entgegenzusetzen.» Oho, denkt sich da männiglich, massiv ist mehr als viel. Das wird die neuen Armen freuen, denen es täglich nur für Brot oder Milch reicht: Ganze 10 Rappen wird das Pfänderli billiger.

Flanierzone heisst:

NEU



Fahrzeuge: max. 20 km/h
Kein Vortritt gegen-
über den Fussgängern

Fussgänger: Vortritt gegenüber
allen Fahrzeugen auf
Strassen und Plätzen

Wir danken für die Rücksichtnahme!



Neue Verkehrsordnung im Bahnhofquartier (Fotos: H. Ae.).

6. Umwälzende Wahlfolgen: Eine Stadtratspräsidentin: Trix Rechner, die zweite seit Rosmarie Aebi 1985. Eine Vize-Stadtratspräsidentin: Kathrin Fiechter. Gemeinderätin Barbara Schütz als Stadtfinanzchefin.

21. Eine kleine Burgdorfer Unternehmung, die Swissauto WENKO AG, erhält den Schweizer Innovationspreis «Idee 96» für die Konstruktion des Autos Twingo Smile, das bloss 3 Liter Benzin/100 km braucht. Die einfallsreiche Unternehmung in der Buchmatt riecht nach Zukunft. Erfolgreiche Konstrukteure von Motoren bis 500 PS und mehrfache Weltmeister im Motorrad-Renngeschäft, das verschafft Glaubwürdigkeit, auch für ökologische Effizienz.
 Umweltgerechtes Verhalten wird oft sektiererisch gefordert. Bescheidung wird verlangt, Zurückstecken, Verzichten, unpopulär. Weder-
 Noch wollen wir. Die WENKO-Unternehmer kommen mit WM-Medaillen ins Öko-Geschäft, bieten ein Auto an mit Pep, Komfort, Ausrüstungsfinessen zu angemessenem Preis. Mit dem Smile muss niemand verzichten, ausser auf Benzinverschwendung: Zürich retour für 8 Franken. Smile atmet Rennerfahrung. Ökologie mit Weltmeistermedaillen, das könnte etwas bringen.

Februar 1997

1. Langsam lässt sich hierzulande wieder die Fasnacht an. Umzüge, Gugemusiken ziehen durch die Stadt. Die Wiederbelebung von Traditionen braucht Geduld, Zeit und Generationen, wie die Gnädigen Herren nach der Reformation brauchten, um den Fasnachtsrummel auszulassen. Traditionen beginnen in Kinderschuhen.

5. † Unauffällig stirbt Arthur Ahlvers im 87. Altersjahr. Unauffällig, wie er seinerzeit, eben 25jährig geworden, sein Lehramt für Griechisch und Latein am Gymnasium angetreten hatte: Von den Obergymelern als vermeintlicher Mitschüler begrüsst. Ein Mensch der Bildung, lebte nach innen mit Büchern, Rosen, Wanderlust. Was er war, gab er, ein geliebter Lehrer von unpräntiöser Brillanz und Milde. «Nun ruhen der Berge Gipfel und Schluchten», Alkmans Zeile begleitet ihn.



Kalter Winter und fröhliches Fasnachtstreiben (Fotos: H. Ae.).

8. Der Fischereiverein an der Emme wird 75jährig. Eine Vereinsgeschichte des Kämpfens und Sorgens um die reine, natürliche Emme hält den imposanten Verein auf Trab. Trotz allem droht die Bachfelle zu verschwinden. Was sollen die Nachfahren dereinst erben?

12. Nicht schlotternd wie die alten Römer vor Hannibal, die Burgdorfer Jugend frohlockt: «McDonald's ante portas!» Amerikas Essmode fährt vor unseren Toren auf. Tafeln, speisen, verpflegen ist die Rangordnung des Ernährens. Bei McDonald's wird verpflegt. Dem Chronisten saftet der Hamburger über die ausfransende Krawatte hinab, er muss das Maul weiter aufreissen, als je in der Politik, für den biggest Big-Mac.

16. Unsere Eisläuferinnen beweisen Klasse. An den Schweizer Meisterschaften im Precision Team Skating in Neuenburg holen sie weitere Medaillen. Die «Cool Dreams» Silber, die Junioren «Hot Dreams» und die Nachwuchsgruppe «Lollypops» Gold.

27. 1996, Rekordjahr der Konkurse, trüber Konjunkturspiegel. 45 Konkurse gegen 40 1995. Neben Unternehmungen des Baufachs sind nun häufiger auch andere Branchen betroffen.

März 1997

1. Unsere Stadtkanäle speist vorwiegend die gebändigte Emme, doch Biembach, Luterbach und Oberburgbach fuhrwerken nach Gewittern böß durch die Stadt. Die Alten richteten sich darauf ein, bauten auf Aufschüttungen, gruben dem Biembach ab der Tschamerie zur Emme hinüber einen Überlauf. Wir wussten es besser, vertrauten der Senklochpumpe und Rückschlagklappe, weil's billiger schien, als aufschütten, liessen den Überlauf verlanden, weil's billiger schien, als unterhalten. Nun darf man fragen, ob wir's wirklich besser gewusst haben, weil der Überlauf wieder geöffnet wird im Gedenken ans letzte Hochwasser von 1987.

Die Rothöhe erwartet nach langem einen neuen Betreiber. Die umfangreiche Liegenschaft mit Land, Wald, Restaurant und Dancing



Schon seit 75 Jahren aktiv.



Neu in Burgdorf (Foto: H. Ae.).

wäre für rund 1,4 Millionen zu haben, wenn jemand anbisse. Die Gläubiger scheinen willens, rund 2,5 Mio ans Bein zu streichen.

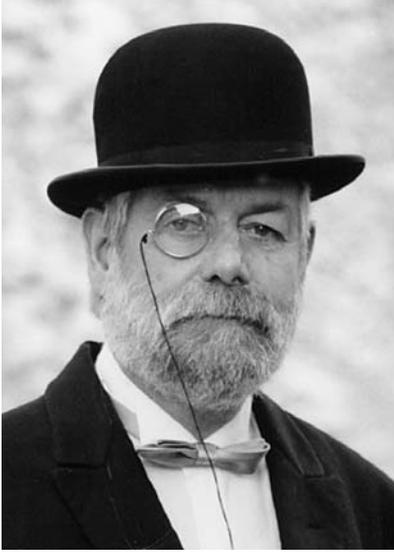
13. Die Burgdorfer Tagblatt AG gibt an ihrer Generalversammlung den Rücktritt von Redaktor Zaugg auf Ende Juni bekannt.
14. Der Gemeinderat lässt die BUBU-Linie 5 Bahnhof-Alterspflegeheim ab Juni achtmal täglich statt über Rösslikreuzung und Sägegasse über Steinhofstrasse und Friedhof fahren.

Das Hotel «Stadthaus» hat seine 14 Gästezimmer neu eingerichtet und möbliert.

21. † «Heiri» Kupferschmied, stadtbekannt mit seinem Kommissionenkörbli, stirbt 69jährig einen sanften Tod. Manche werden erst aus der Todesanzeige seinen vollen Vornamen Sven-Heinrich erfahren haben. Er verrät Freude und Stolz der Eltern, denen das Geschick eine andere Richtung wies. Heiri blieb zurück, aber dank seiner Mutter, dem Spital und dem Alterspflegeheim war ihm ein in Zuneigung und Grosszügigkeit eingebettetes Leben beschert. Freundlich begegneten ihm die Burgdorfer auf seinen Botengängen fürs Spital.
30. † Peter Gloor, Zahnarzt, hier aufgewachsen und zur Schule gegangen, stirbt kurz nach seinem 50. Geburtstag an einem Herzversagen während eines Skiaufenthalts in Zermatt. Als geschätzter Fachmann, leutselig liebenswürdig, war Peter eine willkommene Begegnung – wird schmerzlich vermisst von allen, deren Alltag er bereicherte.

April 1997

2. † Herbert Stotzer stirbt 67 Jahre alt morgens im parkierten Auto, einer Herzschwäche erlegen. Unser «Hebu», Hans Dampf unterwegs in allen Gassen, immer für einen Schwatz gut. Architekt, Liegenschafts-Schätzer, ausgleichender Politiker, selbstgeadelter «Graf Foto» mit australischem Outback-Hut, der seine Bilder grosszügig verteilte und sich herzlich wenig um die kümmerte, die ihn nicht ganz ernst neh-



Bruno Bandi
1935–1996



Herbert Stotzer-Neukomm
1930–1997



Kunstwerk am Staldenring.

men mochten. Er brachte Würze ein in unsere Gesellschaftssuppe, welche die vielen Besorgten gerne fader hätten, damit bei Gott nie irgendeinmal irgendetwas zum ersten Mal passiert. Ein guter Mensch, der uns fehlen wird.

Die Konkurse häufen sich, 14 schon dieses Jahr. Die überdotierte Baumeister-Branche muss ins Normalmass zurück. Keine Krise im herkömmlichen Sinn, vielmehr ein Umbruch: Ohne vertiefte Ausbildung wird der Arbeitsmarkt eng. Er teilt sich auf, die Geschulteren machen Karriere, chancenlos bleiben die blossen Zuträger.

18. † Gertrud Eggenschwiler-Häfliger stirbt 71jährig nach langer Krankheit. Zeitlebens haben uns ihr gastfreundliches Wesen, ihre Grosszügigkeit, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gefreut und beeindruckt. Als ihr Ehemann Kari gestorben war 1971, nahm sie seine Bekannten in ihre Zuneigung auf, obwohl sie nun die Mühle allein zu meistern hatte. Unvergessliche Feste haben wir bei Trudi gefeiert in der alten Mühle. Als sie später mit Sepp Scherer lebte, blieb Trudi unverwandt eine erfreuliche Begegnung. Ihren vielen Bekannten und Freunden geht ihr Tod nahe.
19. Seit das Velo Allgemeingut geworden ist, indem sich jeder eins greift, wo er's gerade braucht, brauchen die Velofahrer Wachen, damit sie nach der Arbeit wieder zu Rade heimkommen. Im Bahnhof SBB wurden in den letzten vier Jahren über 300 Velos geklaut. Im Güterschuppen der SBB wird nun ein Wach- und Pflegedienst im Abonnement geboten.
24. An der Friedeggstrasse öffnet die «Berateria» ihre Pforten, die Beratungsstelle für Familienplanung und Sexualität, eine Ergänzungshilfe für Lebensfragen und verschwiegenere Sorgen um die Sexualität.
28. Die Verpackungsfirma Schüpbach AG, seit 1986 zur deutschen Schoeller-Gruppe gehörig, wird von der dänischen Firma «Danisco Flexible» übernommen, einem der grössten Anbieter Europas der Branche.



Arthur Ahlvers
1910–1997



Claire Salchli-Niggli
1907–1996



Gertrud Eggenschwiler-Häfliger
1926–1997



Peter Gloor-Zeller
1947–1997

Mai 1997

10. Die Drogerie Zbinden wird 100jährig, seit Anbeginn im Haus am Kronenplatz untergebracht. Der Name Zbinden gehört zur Oberstadt. Mit einem grosszügigen Platzfest bedankt sich die Zbinden-Sippe bei der Kundschaft.
28. Die Unternehmung Disetronic gedeiht auch 1996. Um 24 % steigt der Umsatz auf 102,4 Mio, der Cashflow um 65 % auf 33,3 Mio. Der Reingewinn nimmt gar um 88,2 % zu auf 24,5 Mio. Das wird auch im Steuerertrag der Stadt seine Wirkung entfalten.
30. Redaktorwechsel im BT. Ende Juli soll lic. phil. hist. Daniel Sägeser (39), Germanist und Historiker, Adrian Zaugg ablösen.

Juni 1997

6. Im Kornhaus findet die Vernissage für die neue Ausstellung «Die Familie zur Zeit Gotthelfs» statt. Die Gestalterin Cornelia Weber führt das interessierte Publikum gekonnt durch die Wandlungen des Familienlebens seit Gotthelf.
8. Keine Gnade für die Abgabe auf Elektrizität in Burgdorf. Mit 3069 Nein gegen bloss 964 Ja wird die Abgabe von einem halben Rappen pro Kilowattstunde gebodigt.
20. Im Gemeindesaal eröffnet der Stadtpräsident die von der Stadt mit einem Beitrag von 80 000 Franken finanzierte Ausstellung «Im Emmental». Die von den jungen, erfolgreichen Ausstellungsmachern Beat Gugger und Markus Schürpf gestaltete Schau zeigt die Hinter- und Untergründe des emmentalischen Wesens anhand ausgesuchter Ausstellungsobjekte. Das Behördeninteresse ist minim, kein Gemeinderat, ein einziger Stadtrat.
23. Die EBT, VHB und SMB vereinigen sich unter dem Namen «Regionalverkehr Mittelland» (RM). Eine starke Unternehmung von wirtschaftlicher Bedeutung entsteht, dieweil Direktor Kellerhals Ende



Drogerie Zbinden am Kronenplatz, Solütte um 1920.



Die Meinungen gehen auseinander (Foto: H. Ae.).



Am Bahnhof tut sich was.



Aus EBT, SMB und VHB wird RM (Fotos: H. Ae.).

Monat die Leitung abgibt und das Präsidium des Verwaltungsrates übernimmt, der von ursprünglich 45 auf neun Verwaltungsräte gestutzt worden ist.

Juli 1997

1. Der Stadtrat bestellt eine nichtständige Kommission für die neue Gemeindeordnung. Der Gemeinderat will im Lauf des Jahres selbst einen Entwurf erarbeiten und im Frühjahr 1998 in die öffentliche Vernehmlassung geben.
13. Weltmeistertitel an den Junioren-Weltmeisterschaften im Orientierungslauf in Belgien für die überragende 19jährige Burgdorferin Simone Luder. Sie holt sich Gold, dazu Bronze im Staffelwettbewerb mit den ebenfalls hochklassigen Sara Wegmüller und Regula Hulliger.

Regne es am «Siebenschläfer» heisst es, regne es gerade noch 7 Wochen. Das erleben wir nun, Regen, Regen . . . Hochwasser in Polen, Tschechien, im Odertal. Auch in der Emme Grossbetrieb. Immerhin versprechen die Wettermacher allmähliche Besserung. Das glaubt man ihnen, mieser kann's ja kaum mehr werden.

17. Stadtratspräsidentin Beatrix Rechner ermuntert an der Brevetierungsfeier die frischgebackenen Transport-Unteroffiziere, offen zur Landesverteidigung zu stehen, denn niemand wisse, was die Zukunft bringe. Das sollten sich auch andere zu Herzen nehmen.
20. Der in Burgdorf beheimatete Zirkus Wunderplunder, der weitherum Kinder animiert und verzaubert, erhält den mit 15 000 Franken dotierten Kulturpreis des Kantons Bern. Initiator der Ehrung war unser Kultursekretär Hans-Urs Haldemann. Gute Werke für andere, das muss auch gekonnt sein.
24. Das Wohnheim der Heilsarmee hat Finanzsorgen. Im August schliesst es die Türen für Langzeitaufenthalter. Früher wurden solche sozialen Leistungen mit den Gewinnen der Brockenstube finanziert. Nun

Rush Hour



«Im Emmental», eine Ausstellung von Beat Gugger und Markus Schürpf im Gemeindesaal
(Foto: Fernand Rausser, Bolligen).



Rush Hour auch in Burgdorf (Foto: H. Ae.).

haben Billig-Möbelhäuser die Kunden weggeholt, die Brockenstube macht eher Verluste.

Der Sommer findet dieses Jahr nur tageweise statt. Der Juli war regnerisch. In Böhmen, Polen und im Odergebiet häufen sich Dammbrüche. Bei uns hat Langnau ein verheerendes Gewitter hinter sich mit Schäden um 20 Millionen Franken.

Mit dieser Katastrophen-Meldung verabschiedet sich – bevor er selbst eine wird – der Chronist mit grossem Dank von seiner Leserschaft. Seine Uhr läuft unerbittlich ab. Heinz Schibler nimmt den Faden auf.

Dem Burgdorfer Jahrbuch gewährte finanzielle Unterstützungen

Einwohnergemeinde Burgdorf	8000.–
Aebi & Co. AG, Maschinenfabrik, Burgdorf	3600.–
Gemeinnützige Gesellschaft Burgdorf	3000.–
Ökonomischer und gemeinnütziger Verein des Amtes Burgdorf.	1000.–
Bürgergemeinde Burgdorf.	1000.–
Schweizerischer Bankverein, Burgdorf	500.–
Burgdorfer Tagblatt AG	500.–
Berner Heimatschutz, Regionalgruppe B/E/F.	400.–
Rittersaalverein Burgdorf	300.–
Casino-Gesellschaft Burgdorf.	300.–
Handels- und Industrieverein Burgdorf	300.–
Handwerker- und Gewerbeverein Burgdorf.	200.–
Berner Kantonalbank, Burgdorf.	200.–
Verein Freunde des Kornhauses Burgdorf.	150.–
Verkehrsverein der Stadt Burgdorf	100.–

**Das
Burgdorfer
Jahrbuch**

**gehört in
jedes Haus**

Alle noch erhältlichen Bücher seit 1934 sind zum ermässigten Preis von Fr. 22.– pro Band lieferbar.

Vergriffene Jahrgänge:

1935, 1955, 1956, 1957, 1958, 1962, 1965, 1966, 1973, 1985, 1986 und 1989.

**Zu beziehen bei jeder Buchhandlung oder bei
Langlois & Cie. AG.**

Neuste Ausgabe 1998: Fr. 33.–